Die weiße Rose.

Historischer Roman
aus der
Zeit des Janitscharen-Aufstandes 1730.

Von
Moritz Jókai.

Aus dem Ungarischen übersetzt
von
Dr. Maximilian Falk.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Der Trödler.

Seit undenklich langer Zeit, seit hundert und hundert Jahren währt der Kampf zwischen den Schiiten und Sunniten.

Persien, Indien, Teheran sind der Sitz der Schiiten, die Türkei, Arabien, Egypten und die Berberei beherbergen die Anhänger der Sunna's.

Es ist schon viel Blut, viel Geld, viel Fluch und viel Verrath daraufgewandt worden, und noch ist es nicht entschieden, ob die Schiiten Recht haben oder die Sunniten. Es handelt sich darum, wer von den nach dem Tode des Propheten eingesetzten Statthaltern: Ali, Abu Beker, Omár und Osman, der echte Heilige sey? Die Schiiten behaupten: nur Ali, — die Sunniten aber sagen: alle vier! Und die Schiiten sind in der That rechte Narren, daß sie sich lieber zu Tausenden hinschlachten lassen, ehe sie in Gottes Namen zugeben würden, daß um drei Namen mehr im Heiligenkalender stehen.

Der oberste Mufti hatte bereits drei Fetvas gegen den Schach Mahmud geschleudert, eben so viele Heere aus dem Stamme der Sunniten zogen gegen die Länder der ketzeri-

schen Schiiten aus; der heldenmüthige Großvezier Damad-Ibrahim eroberte von ihnen Tauris, Eriwan, Kermandschan, Hamadan und in Constantinopel spricht man von nichts Anderem, als von ihren Siegen; bei jeder Siegesnachricht läßt die Janitscharengarde ihren kriegerischen Geist sowohl den friedlichen Bewohnern, als dem noch friedlicheren Sultan immer lebhafter fühlen; der Sultan aber kümmert sich weder um die Janitscharen, noch um die Sunna, noch um die Siege Damad-Ibrahims, und begnügt sich vollkommen mit seinen herrlich blühenden Tulpen und den Damen seines Serails, die noch schöner sind und noch schöner blühen, als die Tulpen . . .

Das Abendroth sendet seine letzten Strahlen auf die Minarets von Stambul nieder. Ein großartiges, ergreifendes Bild taucht die Siebenhügelstadt aus dem Dämmerlichte empor, unten der von dem strahlenden Himmel entflammte Bosporus, darin das Spiegelbild der prächtigen Häuserreihen und bunten Feenpaläste des Serails und der Vorstädte Pera und Galata, die sich in schmalen krummen Gassen von einem Hügel zum andern emporwinden, die aber nicht, wie in den Städten des Westens, gepflastert, gefegt, und nichts als lauter Steine und Rauchfänge sind, — hier ist alles grün, die Bastionen sind mit Weinlaub und Oelbäumen bepflanzt, vor den Häusern der Reichen grünen Granatäpfelbäume und Cypressen; die Aermeren aber, die keinen Garten haben, tragen die Blumen auf das Dach ihres Hauses hinauf oder pflanzen wenigstens eine Weinrebe vors Fenster, deren üppiges Laub bald das ganze Haus umschlingt. Mitten unter diesem ewigen Grün erheben sich die schimmernden Kuppeln von zweihundertundachtzig Moscheen; am Ende fast jeder Straße liegt ein stiller Kirchhof,

mit üppigem Gras und dichten Cypressen bewachsen, und nur die mit Turbans gezierten Grabsteine zeigen, daß hier die düstere Ruhe des Todes ihre Stätte aufgeschlagen habe; über alle diese Paläste hinweg endlich blickt die riesige Kuppel der Moschee Aja Sofia in den goldenen Spiegel des Bosporus hinunter. Der goldene Spiegel wird jedoch bald zum ehernen; die Sonne sinkt unter, der dunkelblaue Himmel verleiht dem ruhenden Meerbusen einen eigenthümlichen Erzglanz, dichte Finsterniß umhüllt die Kioske, den Bezestan; nur die riesigen Umrisse des Rumili Hissar und Anatoli Hissar zeichnen sich noch am gestirnten Himmel ab und — einige Lämpchen auf den Chans der fremden Kaufleute oder an den Minarets ausgenommen — liegt die ganze ungeheure Stadt in tiefe Finsterniß begraben.

Der Muezzim singt sein, für die Zeit nach Sonnenuntergang vorgeschriebenes Maama von den schlanken Thürmen der Moscheen herab; Jedermann eilt nach Hause, ehe die Nacht noch völlig hereingebrochen. Die Treiber jagen ihre, zu beiden Seiten mit Schläuchen, am Halse mit Schellen behängten Maulthiere ungeduldig durch die Straßen, Wasser- und Lastträger rufen die ihnen Entgegenkommenden an, aus dem Wege zu gehen, da sie mit den über die Schulter gelegten Stangen die ganze Breite der Straße einnehmen, und die Hunde kommen rudelweise aus den Kirchhöfen und balgen sich um die auf dem Markte umherliegenden Ueberreste. Jeder Rechtgläubige beeilt sich, so schnell als möglich unter Schloß und Dach zu gelangen; vor dem Morgengesange des Muezzim unter was immer für einem Vorwande das Haus verlassen, hieße — seiner Ansicht nach — Gott den Allmächtigen versuchen. Wer zumal um eine solche Zeit über den Etmeidanplatz zu gehen wagte, der

müßte sehr kühn oder sehr unwissend seyn; nach diesem Platze münden drei Thore der Janitscharencaserne, und wenn diese Herren bei guter Laune sind, nehmen sie's mit den Späßen, die sie sich mit den ihnen in die Hände fallenden Fremden erlauben, eben nicht sehr genau. Von diesem Orte hält sich daher jeder rechtgläubige Muselmann in ehrerbietiger Ferne und denkt dabei an den Spruch des Koran: »Ein Narr, der einer Gefahr nicht aus dem Wege geht, wenn er's kann.«

Schon war auf hölzernen Tafeln mit hölzernen Stäben der Zapfenstreich geschlagen worden, als in einer nach dem Etmeidan-Platze führenden Straße zwei Männer einander begegneten.

Der Eine — in einen walachischen Bauernkittel gekleidet, mit langen Schuhen und einem breiten Gürtel um den Leib, — mochte etwa vierzig Jahre alt seyn, und war, so weit sich Gesicht und Wuchs in dem Halbdunkel ausnehmen lassen, ein starker, gut gebauter Mann mit einem ziemlich feisten Gesichte, welches in diesem Augenblicke unverkennbare Spuren der Furcht und jener lästigen Unsicherheit zeigt, die Jedermann in einer fremden Stadt, welche er zum ersten Male sieht, zu beschleichen pflegt.

Der Andere ist ein ehrsamer Muselmann, etwa ein Dreißiger, mit dichtem kohlschwarzen Bart, lebhaften, leidenschaftlichen Zügen, deren Charakter sich auch in den zwei blitzenden Augen unverkennbar abspiegelt. Er trägt den Turban so tief in die Stirne gedrückt, daß die dichten Brauen gegen die Augen hinab gedrängt werden, was der ganzen Physiognomie einen noch trotzigeren Ausdruck verleiht.

Der Fremde scheint nach dem Etmeidanplatze gehen

zu wollen, der Muselmann aber eben von daher zu kommen. Jener drückt sich an die Wand, als er den Türken herankommen sieht, läßt ihn an sich vorübergehen und wagt es erst dann ihn anzureden, nachdem er gesehen, daß der Muselmann durchaus nichts Arges im Schilde führe.

»Du wirst wohl nicht böse seyn, ehrsamer Muselmann, wenn ich Dich bitte mir zu sagen, wo hier der Etmeidanplatz ist?«

Der Angeredete blieb augenblicklich stehen, heftete den Blick starr und strenge auf den Fragenden und antwortete dann in unmuthigem Tone:

»Geh' nur zu, Du wirst gleich dort seyn.«

Bei diesen Worten ward dem Fremden angst und bange.

»Ich bitte Dich, ehrsamer Muselmann, zürne mir nicht, aber ich fragte nicht deshalb nach dem Etmeidan, weil ich dahin will, sondern eben, damit ich mich nicht dorthin verirre. Ich bin fremd in dieser Stadt und gehe in meiner Herzensangst gerade dorthin, wohin ich n i c h t gehen will. Ich beschwöre Dich, laß mich nicht im Stiche; es sind bereits alle Häuser verschlossen, auch in den Chans läßt man mich um diese Stunde nicht mehr ein; sey barmherzig und nimm mich mit zu Dir, ich werde Dir nicht lästig fallen; ich schlafe in deinem Hofe oder vor deiner Thüre, nur laß mich nicht die Nacht über auf der Straße bleiben, denn ich fürchte mich entsetzlich.«

Der Türke trug eine aus Binsen geflochtene Tasche in der Hand; diese öffnete er nun und warf einen Blick hinein, gleichsam als würde er mit sich selbst darüber zu Rathe gehen, ob der für den Abend eingekaufte Vorrath an Fischen

und Zwiebeln für zwei Personen hinreiche; dann nickte er zustimmend mit dem Kopfe.

»Komm — folge mir!«

Der Fremde wollte ihm die Hand küssen und konnte gar nicht genug Worte des Dankes finden.

»Erst mußt Du etwas haben, dann kannst Du danken, sonst weißt Du nicht, wofür Du dankst. Bei mir wird die Gastfreundschaft sehr schmal ausfallen, denn ich bin ein armer Mann.«

»O, auch ich bin arm, sehr arm,« antwortete der Fremde rasch mit jener, der griechischen Race eigenthümlichen schlauen Unterwürfigkeit. »Ich heiße Janaki und bin ein Fleischer aus Jassy. Die Cavassen haben mir alle meine Burschen sammt dem Vieh geraubt; deshalb bin ich jetzt nach Stambul gekommen, ich bin ein Bettler, wenn mir dieser Verlust nicht ersetzt wird.«

»Nun, Allah möge Dir dazu verhelfen. Jetzt wollen wir uns sputen, es ist schon finster.«

Nun ging der Türke voran und führte seinen Gast durch jenes unentwirrbare Labyrinth von zahllosen Gassen und Gäßchen, welches nach dem Palaste Hebdomon — einst die glänzende Residenz der griechischen Kaiser, jetzt der Aufenthaltsort der ärmsten schmutzigsten Volksclasse — führt; die Straßen sind meist nur für Fußgänger zugänglich und so schmal, daß das Schlingkraut an den Dächern der gegenüberliegenden Häuser sich in einander rankt und so einen natürlichen Baldachin bildet.

Als sie eben solch ein langes, schmales Gäßchen betraten, schrillte ihnen vom andern Ende her ein wildes Gejohle entgegen; wahrscheinlich war es ein Betrunkener, aber wer es auch seyn mochte, der Mann mußte eine entsetzliche

Lunge haben, denn er brüllte wie ein Stier und als ob ihm dieser Lärm nicht genug wäre, paukte er auch noch mit der Faust an die Hausthore, an denen er vorüberging.

»Ach, ehrsamer Muselmann, das ist vielleicht irgend ein zu Scherzen aufgelegter Janitschare?« stammelte der Fremde, vor Angst zitternd.

»Wahrscheinlich! Ein friedlicher Mensch kann nicht so brüllen.«

»Wär's nicht gut, wenn wir umkehrten?«

»Dann haben wir vielleicht das Vergnügen, statt des Einen Zweien zu begegnen. Merke Dir, daß man nie umkehren darf, wenn man einmal einen Weg betreten hat, sonst rennt man sicher ins Verderben.«

Unterdessen kam der Brüllende immer näher und bald darauf ward auch seine Gestalt sichtbar.

Die Statur gereichte der Stimme durchaus nicht zur Schande, der Mann war seine vollen sechs Fuß hoch, ein wahrer Herkules; die bis an die Schultern aufgeschlagenen Aermel, der deroute Zustand des Dolmans und der gegen das Ohr hingeschobene Turban zeigten, daß der gute Mann viel zu viel von jenem Safte zu sich genommen, den der Prophet seinen Anhängern verboten hat.

»Gel, gel! Ne miktàr dir! Gel!« (Kommt, kommt, wie viele Ihr auch seyd!)« sang der Janitschare aus voller Lunge und wankte dabei von einer Seite der Straße nach der andern hinüber, mit dem gezückten Handschar fortwährend in der Luft herumfuchtelnd.

»Wehe mir, ehrsamer Muselmann!« winselte der walachische Fleischhauer am ganzen Leibe zitternd, »wolltest Du nicht so gefällig seyn, meinen Stock zu nehmen; wenn er

ihn bei mir sieht, glaubt er am Ende gar, ich wolle mit ihm raufen.«

Der Türke nahm dem Fleischhauer den Stock ab, vor dem sich dieser beinahe eben so sehr zu fürchten schien, wie vor dem Janitscharen.

»Ein ganz vortrefflicher Stock!« sagte der Türke; »der Griff mit Nägeln ausgeschlagen und mit Blei gefüllt. Schade, daß Du nicht damit umzugehen weißt.«

»Du lieber Gott, ich bin froh, wenn ich in Frieden leben kann.«

»Nun so ducke Dich hinter meinen Rücken, sey guten Muthes und schau den Mann gar nicht an, wenn er an uns vorbeigeht.«

Der Wallache wollte so eben den Befehl vollziehen, aber der Janitschare hatte ihn schon von ferne ersehen; in dem Augenblicke, als er sich hinter dem Kaftan des Türken verstecken wollte, trat der Janitschare vor ihn, faßte ihn mit seiner Riesenfaust beim Kragen und schleppte ihn hervor.

»Khair evetlesszin domus (Nicht so eilig, Schwein), komm doch auf ein Wörtchen her; ich habe mir eben einen neuen Yatagan gekauft und werde ihn sogleich an deinem Halse probiren, ob er auch scharf genug ist.«

Der Wallache war halbtodt vor Schrecken; willig hielt er den Hals hin und wagte blos stammelnd zu fragen, wer dann für seine vier Kinder sorgen werde.

Nun warf sich der Türke trotzig dazwischen.

»Packe Dich, besoffener Lümmel! Wie kannst Du Dich unterstehen, an meinen Gast Hand anzulegen? Weißt Du nicht, daß derjenige verflucht ist, der den Gast eines Rechtgläubigen beleidigt?«

»Schau, schau, schau,« entgegnete der Janitschare höhnisch lachend, »bist Du denn von Sinnen, guter Balukdsche (Fischer), daß Du mit den edelsten Blumen im Garten des Propheten, mit den Söhnen Begtasch's *) anzubinden wagst? Geh deiner Wege, so lange Du noch ganz bist, denn wenn Du Dich nicht bald aus dem Staube machst, werde ich Dich schweigen lehren.«

»Laß meinen Gast in Ruhe und dann geh auch Du deiner Wege.«

»Ja, was willst Du denn eigentlich, ehrsamer Muselmann, hat Dir Jemand etwas zu Leide gethan? Maschallah! Was geht das Dich an, wenn ich einem Hunde den Kopf abschlage? Du kannst für den Einen zehn Andere auf der Straße fangen.«

Nachdem der Türke sah, daß mit einem Betrunkenen am Ende doch nicht vernünftig zu reden sey, trat er näher und erfaßte den Janitscharen bei der Hand, in welcher er den Yatagan hielt.

»Was willst Du?« fragte der Janitschare ganz entsetzt über diese Kühnheit.

»Geh — und schere Dich deiner Wege!«

»Weißt Du, wessen Hand Du berührt hast, ich heiße Halil.«

»Auch ich heiße Halil.«

»Ich heiße Halil Pelivàn« (der Ringer).

»Und ich Halil Patrona.«

Der Janitschare war außer sich vor Zorn.

*) Hadschi Begtasch hieß der heilige Derwisch, von welchem die ersten Janitscharen bei Errichtung dieses Corps (1360) eingesegnet wurden.

A. d. U.

»Du Wurm, Du jämmerlicher Krämer, Du Lumpenhändler! Wenn Du mich nicht augenblicklich losläßt, so haue ich Dir Hände, Füße, Ohren und Nase ab und hänge Dich dann so auf.«

»Ich aber versetze Dir, wenn Du meinen Gast nicht augenblicklich losläßt, mit diesem Stocke Eins an den Kopf, daß Du winselnd zu Boden sinkst.«

»Mich? Du? Mit einem Stocke? Mich Halil Pelivân sollte Jemand mit einem Stocke sich zu schlagen getrauen? Schlag zu, Hund, unreines Thier, Hefe aller Muselmänner, schlag zu, sage ich!«

Damit hielt er den Kopf hin, damit der Türke darnach schlage, wenn er den Muth dazu hätte.

Halil Patrona aber hatte den Muth dazu und führte denn mit dem Bleiknopfe des Stockes einen so kräftigen Hieb nach dem Kopfe des Janitscharen, daß diesem sogleich das Blut in Strömen über die Wangen lief.

Pelivân stieß ein furchtbares Gebrülle aus, schüttelte den blutigen Kopf und stürzte dann dem schlechtgetroffenen Bären gleich auf Patrona; nachdem er noch ein paar Streiche auf Schulter und Arme ausgehalten und bei einem derselben selbst den Handschar fallen gelassen hatte, faßte er den Gegner mit seinen furchtbaren Armen, schleuderte ihn zuerst in die Höhe und preßte ihn dann an sich, wie die Boa Constrictor ihre Beute. Aber auch Patrona wußte im Ringen seinen Mann zu stellen; er packte den Janitscharen mit beiden Händen an der Kehle und schnürte sie ihm mit solcher Gewalt zu, daß der Koloß schon nach einigen Augenblicken zu wanken anfing und endlich rücklings zu Boden stürzte; nun kniete ihm Patrona auf die Brust und raufte ihm eine Hand voll Haare aus dem Barte. Pelivân schlief — vom Rausche

und von den Schlägen ermattet, — die Nacht über auf der Straße; Patrona aber eilte mit seinem vor Angst halbtodten Gaste seiner Behausung zu.

Nachdem die beiden nächtlichen Wanderer kreuz und quer durch eine Menge schmaler Gänge und Schlupfwinkel geschritten waren, standen sie endlich vor dem Hause Halil Patrona's.

Wenn wir von einer Gassenthüre reden wollten, so würden wir dadurch nur einen völligen Mangel an Localkenntniß verrathen, denn dort, wo Halil Patrona wohnte, war auch nicht die entfernteste Spur einer Gasse zu finden, sondern es waren etwa anderthalb tausend Häuser derart aneinander gebaut, daß Jeder nur durch die Vorhalle oder den Hof des Nachbarhauses nach seinem eigenen gelangen konnte, und da die Bevölkerung dieser Häusergruppe mit einander in dem geheimsten schlauesten Einverständniß zu leben pflegt, so war jedes Haus so eingerichtet, daß man aus demselben schnell und unvermerkt in das Haus des Nachbars schlüpfen konnte. Hie und da waren mehre Häuser mit einem gemeinschaftlichen Dache versehen, bei anderen mündeten wieder die Keller in einander, so daß Jeder, wenn er verfolgt wurde, in einem Nu unbemerkt durch die Zimmer, Keller oder Dächer entwischen konnte.

Auch Halil Patrona's Haus war aus Holz, wie alle übrigen; es bestand im Ganzen aus einem Zimmer, aber darin war für Viele Raum und wenn ein Gast gerade besonders wählerisch war, so konnte er auch auf dem mit üppigem Weinlaub überwachsenen Dache schlafen. Die Einrichtung des Zimmers war nichts weniger als luxuriös, eine Matte in der Mitte des Zimmers, eine mit einem Teppiche überzogene Bank in der Ecke, ein paar hölzerne

Teller und Schüsseln, dann ein Krug auf einer Art hölzernem Gestelle, und einige höchst einfache Kochgeschirre am Herde — das war Alles. Von der Decke des Zimmers hing eine irdene Ampel herab, welche Patrona mit Hilfe des patriarchalischen Feuersteines und eines Stück Schwammes anzündete, dann holte er in einem runden Troge frisches Wasser für den Gast zum Waschen, in einem langen Kruge ein anderes vom Brunnen zum Trinken, endlich kramte er den Inhalt seiner Binsentasche aus und ließ den armen Janaki sich gegenüber setzen, um ihn nun zu bewirthen.

Er hatte zwar nichts mehr, als ein paar kleine Fische und ein paar schöne rosenrothe Zwiebel, aber er wußte so viel davon zu erzählen, wo und wie diese Fische gefangen, auf welche Art sie gebraten werden, was für Knorpel man in ihnen findet, welche Sorte die beste sey, und dann erst der Zwiebel, der weit, weit geschmackvoller sey, als die Ananas und endlich das gute frische reine Wasser . . . Im Alkoran findet man fast auf jeder Seite irgend einen Lobspruch auf das frische Wasser, alle diese Stellen wußte Patrona auswendig, dabei flocht er so viel interessante Geschichten von den in der Wüste verirrten Wanderern ein, die nach einem Trunk frischen Wassers schmachteten, bis sich Allah ihrer erbarmte und sie zu den Quellen der Oase leitete, — daß der Gast endlich selber glaubte, er habe das prächtigste Mahl vor sich, er ließ sich Essen und Trinken vortrefflich schmecken und stand vollkommen befriedigt von der Matte auf.

Sultan Achmet, der Arme! stand kaum so innig befriedigt von seiner mit Sorbeth und überzuckerten Früchten beladenen Tafel auf, um welche zweihundert der schönsten Odalisken sangen und tanzten.

»Jetzt geh' schlafen,« sagte Patrona zu seinem Gaste, »ich weiß es wohl, der Schlaf ist die größte Wonne, die Allah dem Menschen gespendet hat; im Wachen gehören wir Anderen, im Schlafe nur uns selbst an; träumst Du angenehm, so freust Du Dich, eben weil der Traum angenehm war; träumst Du unangenehm, so freust Du Dich, daß es nur ein Traum war. Die Nacht ist schön und mild, Du kannst auf dem Dache schlafen; wenn Du die Strickleiter hinter Dir hinaufziehst, brauchst Du nicht zu fürchten, daß Dich Jemand stören wird.«

Janaki dankte für Alles und stieg auf das Dach hinauf; da war bereits der Teppich und das lederne Kissen für seine Lagerstätte bereit gelegt, — offenbar der einzige Teppich und das einzige Kissen, die im Hause zu finden waren. Der Gast erkannte auch sogleich, daß es dieselben seyen, die er unten in der Stube gesehen, und rief zu Halil hinab:

»Wackerer Tschorbadschi (Hausherr), Du hast mir deinen Teppich und dein Kissen heraufgetragen. Worauf wirst denn Du schlafen?«

»Kümmere Dich nicht darum, Mussafir (Gast), ich nehme einen a n d e r e n Teppich und ein a n d e r e s Kissen und lege mich darauf.«

Janaki blickte durch die Ritzen der Decke in die Stube hinab und sah, wie Halil, nachdem er sich tüchtig gewaschen und noch tüchtiger gebetet hatte, sich auf die Matte hinstreckte, dann den Trog umkehrte, ihn unter den Kopf schob und so, die Hände über die Brust gefaltet, selig im Propheten entschlummerte.

Am andern Morgen ging Janaki, gleich nachdem er erwacht war, zu Halil hinab, und gab ihm ein Geldstück, welches die Türken Golddenar nennen.

»Nimm dieses Goldstück, wackerer Tschorbadschi, und wenn Du mir erlauben willst, heute noch unter deinem Dache zu verweilen, so bereite für uns Beide ein Mittagmahl.«

Halil eilte mit dem Gelde nach dem Markte und kaufte allerlei Eßwaaren ein, er hätte sich aber ein Gewissen daraus gemacht, auch nur einen Kupferasper davon übrig zu behalten; er bereitete also seinem Gaste einen Pilaf (eine türkische Speise, Schafbraten mit Reis), schleppte vom Bäcker und Conditor Honigkuchen, Pistazien, süßen Pfeffer mit Nüssen gefüllt und in Honig gekocht, und eine Menge anderer Leckerbissen herbei, so daß Janaki beim Anblicke aller dieser Herrlichkeiten zu brüllen anfing: Sultan Achmet selber könne nicht besser speisen, worauf Halil ihn blos bat, den Sultan nicht so oft zu nennen und nicht gar so unbändig zu schreien.

In der folgenden Nacht ließ er den Gast wieder auf dem Dache schlafen und da dieser sich in der vergangenen Nacht viel herumgewälzt hatte, schloß der Muselmann daraus, daß der Fremde nicht gewohnt sey, so hart zu liegen und schob ihm verstohlen auch noch seinen Kaftan unter den Teppich.

Am andern Morgen gab Janaki dem Türken wieder einen Golddenar.

»Bringe mir Schreibzeug, denn ich habe noch einen Brief zu schreiben, dann verlasse ich dein Haus und wandere in Gottes Namen wieder weiter.«

Halil ging, kaufte das Verlangte und kehrte bald wieder; er verrechnete genau das empfangene Geld; so viel für Kalan (Feder), so viel für Mürekob (Dinte), so viel für Mühür (Siegellack), das andere stellte er Janaki zurück.

Dieser begab sich wieder auf's Dach, schrieb dort den Brief, versiegelte ihn, legte ihn auf den Teppich, griff dann nach seinem Stocke und bat unter den herzlichsten Danksagungen seinen Hausherrn, ihn nur noch nach der Peraer Straße hinaus zu führen, wo er sich dann schon weiter zurecht finden werde.

Halil erfüllte mit aller Zuvorkommenheit die Bitte seines Gastes und geleitete ihn bis zur Hauptstraße. Als Janaki den Bosporus erblickte, wo er sich leicht orientiren konnte, rief er plötzlich:

»Schau, schau! Da fällt mir eben ein, daß ich meinen Brief bei Dir auf dem Dache vergessen habe. Er liegt auf dem Teppich, daneben ein Beutel Geld, der mit dem Briefe zugleich expedirt werden sollte. Jetzt habe ich aber keine Zeit mehr, umzukehren; ich bitte Dich, eile Du nach Hause, nimm Geld und Brief und besorge Beides an die Adresse — und nun Gott befohlen!«

Halil trat eilends den Rückweg an.

»Aber gib es Niemand Anderem, als an den die Adresse lautet,« wiederholte der Grieche.

»Du kannst Dich so sicher darauf verlassen, als ob Du's selber besorgt hättest.«

»Und versprich mir auch, daß Du denjenigen, an den der Brief lautet, jedenfalls nöthigen wirst, das Geld anzunehmen.«

»Ich gehe ihm nicht vom Halse, bis er mir nicht Schwarz auf Weiß bestätigt, daß er das Geld empfangen hat; wenn Du wieder hier vorüber kommst, kannst Du Dir die Schrift bei mir abholen.«

»Nun behüte Dich Gott, braver Muselmann.«

»Salem Alekh!«

Halil rannte schnurstracks nach Hause, stieg auf's Dach, fand dort Brief und Geld auf dem Teppiche und freute sich über alle Maßen, daß es unterdessen nicht gestohlen worden, dann packte er Beides in seine Binsentasche, ohne es weiter anzusehen, rannte damit nach dem Bazar, wo er einen bekannten Geldwechsler hatte, der jeden Menschen in ganz Stambul kannte und bei dem er sich nun erkundigen wollte, wo derjenige, an den der Brief adressirt war, zu finden sey.

Hastig reichte er dem Geldwechsler das Schreiben hin und bat ihn um die nöthige Auskunft.

Der Wechsler betrachtete die Adresse und sagte dann ganz verwundert:

»Halil Patrona, haben denn die Giaurs jetzt ihren Fasching, daß sie sich aus Dir einen Narren machen? Du kannst ja lesen?«

»Lesen kann ich wohl, aber ich glaube schwerlich, daß ich den Mann kenne, an den das Schreiben lautet.«

»Gestern um diese Zeit hast Du ihn noch gekannt, denn Du bist's ja selber.«

Erstaunt griff Halil nach dem Briefe, den er bis dahin gar nicht angesehen hatte, und las zu seiner Verwunderung auf der Adresse wirklich seinen eigenen Namen.

»Dann ist der ein Narr, der mir das Schreiben gegeben hat, denn es ist ja nebst dem Schreiben auch noch ein Beutel Geldes an die Adresse zu bestellen.«

»Sieh, auch auf dem Beutel steht dein Name.«

»Ja, aber was habe denn ich mit dem Briefe und mit dem Geldbeutel zu thun? Der Mensch, der mir Beides gab, muß nicht recht bei Sinnen gewesen seyn.«

»'s ist wohl am klügsten, Du erbrichst das Schrei-

ben und liest es; dann wirst Du gleich wissen, was es mit der ganzen Sache für eine Bewandtniß habe.«

Wenn man nicht weiß, was Einen ein Brief angehe, so ist es in der That das einfachste Mittel, ihn zu erbrechen und zu lesen.

In dem Briefe stand nun Folgendes:

»Wackerer Halil Patrona! Ich bin nicht arm, wie ich Dir sagte, sondern durch die Gnade Gottes ein sehr reicher Mann. Ich durchziehe auch nicht die Welt, weil man mir mein Vieh gestohlen, sondern weil man mir meine einzige Tochter geraubt, die mir theurer war, als alle meine Schätze und nun wandere ich von Ort zu Ort, um sie wieder zu finden und sie loszukaufen, wenn sie gefangen ist. Du hast mir sehr viel Gutes erwiesen, um meinetwillen balgtest Du Dich mit dem betrunkenen Riesen, theiltest dein Haus gastlich mit mir, überließest mir dein Bett, schliefst selber auf der bloßen Erde und schobst mir sogar deinen Kaftan unter die Decke; nimm, ich bitte Dich darum, als geringen Beweis meiner Erkenntlichkeit den kleinen Beutel, in welchem sich fünftausend Piaster befinden, damit ich Dich, wenn ich wieder einmal zu Dir komme, in besseren Verhältnissen finde. Gott geleite Dich auf allen deinen Wegen! Dein dankbar ergebener J a n a k i.«

»Hab' ich's nicht gesagt? Er ist der Narr, nicht ich!« rief Halil, nachdem er den Brief gelesen hatte, »sonst könnte er mir unmöglich für einen Bissen Fisch und drei Zwiebel fünftausend Piaster bieten.«

Der Türke machte einen solchen Höllenlärm, daß mehre Leute herbeiliefen. Patrona und die Bekannten des Wechslers disputirten nun eine Weile darüber, wer eigentlich der

Narr sey; Janaki, der für ein paar Zwiebel fünftausend Piaster gibt oder Patrona, der sie nicht annehmen will.

Patrona war jedenfalls ein größerer Narr, denn er machte sich sogleich auf den Weg, um den Mann aufzusuchen, der ihm das Gold gegeben hatte; aber da kann er lange suchen! Da wäre noch viel eher Einer zu finden, der ihm eine solche Summe gestohlen hätte.

Nach langem Umherirren gelangte er endlich an die Stelle, wo er drei Tage zuvor mit Halil Pelivan gerungen hatte, er erkannte den Ort sogleich wieder. Eine vertrocknete Blutlache, welche dem Kopfe des Riesen entströmt war, zierte noch immer die Mitte der Straße und auf der Wand des anstoßenden Hauses standen ihre beiden Namen geschrieben; wahrscheinlich hatte der Janitschar, als er wieder zu sich kam, den Finger in das eigene Blut getaucht und zur Erinnerung den Namen Halil Pelivan oben und darunter Halil Patrona an die Mauer geschrieben.

»Ah, so ist's nicht recht,« sagte Patrona »Du lagst unten, nicht ich.« Nun nahm er ein Stück rothen Ziegel und schrieb seinen Namen oben an.

Dann rannte er bis zum späten Abende herum, Janaki war nirgends zu finden; das viele Geld machte ihm den Kopf so warm, daß er sich gar nicht gewundert haben würde, wenn man, als er Abends am Etmeidanplatze seine Fische einkaufte, für ein Stück tausend Piaster verlangt hätte.

Er sah endlich ein, daß er das Geld denn doch behalten müsse und konnte darüber die ganze Nacht nicht schlafen.

Als er am nächsten Morgen nach dem Bazar ging, kam er wieder an dem Hause vorüber, an dessen Wand er Tags zuvor seinen Namen geschrieben hatte Der Name Halil Pelivan stand wieder ober dem seinigen.

»O, da werden wir schon abhelfen,« sagte Halil, rief einen Lastträger herbei, kletterte auf dessen Schultern und schrieb ganz oben dicht unter dem Dachvorsprung seinen Namen, so daß der Name Pelivan's darüber keinen Platz mehr hatte . . . Es wäre schon daraus zu ersehen, daß in Halil Patrona ein geheimer Instinct lebt, der es ihm unleidlich macht, untenan zu stehen, der ihn Niemanden über sich dulden läßt . . . Wenn er dann an dem im Bau begriffenen Palaste Tschiragan vorüber geht und dem Padischah begegnet, wenn Sultan Achmet III. in Begleitung des Großveziers Damad Ibrahim, des Kiaja Beg, des Kapudan Pascha und des Ober-Imam Ispirizade an ihm vorüber schreitet, beugt er demüthig das Haupt in den Staub, aber in seinem Innern flüstert eine Stimme: »Es wird eine Zeit kommen, wo Ihr Alle Euch gerade so in den Staub beugen werdet, wie ich Halil Patrona, der Trödler, es jetzt vor Euch thue, Ihr Herren von Ländern und Welten!«

Uebrigens ist es ein Glück, daß Halil Patrona sein Antlitz in den Staub birgt, während der großmächtigste Sultan mit seinem Gefolge an ihm vorübergeht, sonst könnte Halil Pelivan, der mit gezücktem Schwerte vor dem Sultan einherschreitet, ihn wieder erkennen und es würde ihn sicherlich Niemand darüber zur Rede stellen, warum er diesem oder jenem Trödler den Schädel gespalten!

II.

Gül-Bejaze — die weiße Rose.

Der Trödlerladen Halil Patrona's befand sich auf dem Bazar; es war kein sehr einträglicher Handel und erstreckte sich lediglich auf Tabak, Csibuks und Pfeifenröhre. Ofion (Opium) führte unser Mann nicht, obwohl dies eben damals der gesuchteste Artikel in der Türkei war; sie hatte die Folgen davon auch gar bald zu verspüren. Patrona aber gelobte, diesen sinnenbetäubenden Artikel nie in seinem Laden zu dulden und was Patrona einmal gelobte, das pflegte er auch zu halten. Oft kam er im Gespräche mit den Nachbarn auf diesen Gegenstand zu reden; er erzählte ihnen, das Ofion sey vom Sejtan (Satan) über die Rechtgläubigen gesendet worden und sey nichts anderes, als der Unrath der Dzsins (böse Geister), den die Muselmänner in den Mund zu nehmen, zu rauchen oder zu schlucken sich ekeln sollten! Es bringe Verderbniß über sie, ihre Nachkommen und das Volk der Moslimen. Die Nachbarn fanden diese Reden ganz vernünftig, verkauften aber dessen ungeachtet nach wie vor ihr Ofion, da sie dabei den meisten Profit hatten; weil es sich schon ereignete, daß sich Jemand mit einem Messer den Hals abschnitt, meinten sie, solle man deshalb keine Messer mehr verkaufen? — Man merkt wohl, daß Halil Patrona nicht zum Kaufmann geboren war; übrigens begnügte er sich mit seinem, wenn auch noch so geringen Profit und es fiel ihm nie ein, sich nach etwas zu sehnen, was er nicht hatte.

Als er nun auf einmal in den Besitz von fünftausend Piastern gelangte, war er wirklich in Verlegenheit, was er damit anfangen solle? Das Ziel seiner Wünsche lag in gar zu weiter Ferne. Er hätte gerne Flotten befehligt, Heere angeführt, Städte gebaut, Paschas ein- und abgesetzt er hätte herrschen, befehlen wollen, aber zu all dem waren fünftausend Piaster viel zu wenig, — das heißt zu viel und zu wenig, je nachdem man's nahm und eben deshalb wußte er sich damit keinen Rath.

Sein Laden ging eben nach jenem Theile des Bazars, wo auf einem durch ein Gitter abgeschlossenen Platze die allerniedrigsten Sclaven feilgeboten wurden. Halil Patrona sah täglich zehn bis zwanzig Stück solcher Menschenwaare vor seinem Laden verkaufen und die Sache hatte für ihn durchaus nichts Sonderbares mehr.

Es waren dies nicht jene sentimentalen Scenen, wie sie von den Dichtern so schön beschrieben werden: wo der reiche Derbender Kaufmann die reizendsten Feen als Spielzeug für die Wollust und Genußsucht zu Markte bringt, jene wunderbar schönen tscherkessischen und georgischen Jungfrauen, deren Wange vor dem Blicke des Mannes erröthet, denen die Thränen aus den Augen perlen, wenn sie angeredet werden; hierher kam nur verlegene ordinäre Waare, halb unbrauchbare Jeßirs (Sclaven), dickhäutige schmutzige Negerinnen, alte kranke Ammen, Wesen, die halb Mensch halb Vieh waren, die sich wenig darum kümmerten, welchem Herrn sie dienen, die gleichgiltig zuhörten, wenn der Ausrufer ihre Jahre und ihre guten Eigenschaften vorrechnete, die von den Käufern ruhig ihre Zähne, Arme, Beine untersuchen ließen und so thaten, als ob alles dies sie durchaus nichts anginge.

Am nächsten Pasargün (Sonntag), nachdem Janaki von Halil Abschied genommen, saß Ersterer wieder vor seinem Trödelladen am Bazar; da erschien der Ausrufer mit einer verschleierten Sclavin an der Hand und rief laut durch die Straßen:

»Ehrsame Muselmänner! Hier seht Ihr eine Odaliske aus dem Harem des großmächtigsten Sultans, die auf Befehl des Großherrn öffentlich feilgeboten wird. Sie heißt Gül-Bejaze, die weiße Rose, ist siebzehn Jahre alt, hat alle Zähne, einen gesunden Athem, reine Haut, dichtes Haar, kann singen und tanzen, und ist in allen weiblichen Arbeiten bewandert. Wer mehr für sie gibt, der erhält sie; der Kaufschilling wird unter die Derwische vertheilt; zweitausend Piaster sind bereits geboten worden, kommt und seht Euch sie an, wer gibt mehr?«

»Allah bewahre uns vor einem solchen Gedanken,« sagten die klugen Krämer, »dieses Mädchen kaufen, hieße für sein gutes Geld den Zorn des Großherrn kaufen,« und damit zogen sie sich wohlweislich in ihre Kaufläden zurück. Sie wußten wohl, was dem bevorstehe, der eine aus dem Harem des Sultans gewiesene Odaliske in sein Haus aufnimmt? Wer so etwas wagt, thäte besser daran, die Namen aller vier bösen Geister an die Wände seines Zimmers zu schreiben, oder den wunderthätigen Talisman mit Füßen zu treten; es bekäme ihm weder das Eine noch das Andere so arg, als wenn er sich unterstände, die Blume, die der Sultan weggeworfen, aufzuheben und daran zu riechen.

Der Ausrufer blieb mitten am Platze allein mit der Sclavin, ja die meisten Kaufleute sperrten sogar ihre Läden; für ein solches Glück dankten sie recht schön, trugen aber durchaus kein Verlangen darnach.

Nur Ein Mann blieb vor seinem Laden stehen, nur Einer hatte den Muth, die ausgebotene Sclavin anzusehen und dieser Eine war Halil Patrona.

Er schien mit ihr herzliches Mitleid zu fühlen, man sah es der Armen an, wie sie unter dem bis an die Ferse reichenden Schleier zitterte; er ließ wohl nichts sehen, als die Augen, aber in diesen Augen glänzten zwei helle große Thränen.

»Komm, bringe sie in meinen Laden,« sagte Halil zum Ausrufer, »entschleiere sie nicht hier mitten auf der Straße.«

»Das kann ich nicht,« entgegnete der Ausrufer, — »ich habe den strengsten Befehl, ihr mitten auf dem Platze, wo die gemeinsten Sclaven zum Kaufe ausgeboten werden, den Schleier abzunehmen und sie öffentlich auszubieten.«

»Weißt Du nicht, was die Odaliske verbrochen hat, daß sie auf eine so schimpfliche Weise verkauft wird?«

»Halil Patrona,« sagte der Ausrufer, »es wird sowohl für meine Zunge, wie für deine Ohren viel besser seyn, wenn ich Dir auf solche Fragen keine Antwort gebe. Ich thue, wie mir befohlen wurde; ich entschleiere die Odaliske, sage, was sie kann, wozu sie zu brauchen ist; ich lobe sie nicht und tadle sie nicht, rede Niemanden ab und Niemanden zu. Allah ist unser Aller Herr; wie er es längst beschlossen, so wird uns geschehen.«

Mit diesen Worten nahm er der Odaliske den Schleier ab.

»Beim Propheten! Ein schönes Weib! Welch ein Auge! Man sollte glauben, es könne sprechen, und wer lange hineinblickt, lernt mehr daraus, als wenn er im Alkoran liest! Welch herrliche Lippen! Ich will gerne vom Paradiese ausgeschlossen werden, wenn ich ewig und ewig diese

Lippen sehen kann! Und diese bleichen Wangen! Mit Recht heißt sie Gül-Bejaze, ihr Antlitz gleicht der weißen Rose; es hängt auch der Thau daran, wie an der Rose, — der Thau der Thränen! Wie schön müssen diese Augen seyn, wenn sie lächeln, wie schön dieses Antlitz, wenn es sich röthet, wie schön diese Lippe, wenn sie spricht, wenn sie seufzt, wenn sie von süßem Verlangen erbebt!«

Halil Patrona war außer sich vor Entzücken.

»Führe sie nicht weiter,« sagte er zum Ausrufer, »zeige sie Niemanden, es getraut sich ohnehin Niemand sie zu kaufen. Ich gebe Dir, was kein Anderer gibt — fünftausend Piaster.«

»Es sey,« entgegnete der Ausrufer, indem er das Mädchen wieder verschleierte; »bringe das Geld und nimm dann das Mädchen; — das Weitere ist deine Sache.«

Halil holte den Geldbeutel, und übergab ihn dem Ausrufer; es fehlte auch nicht ein Piaster; der Ausrufer legte nun die Hand Halils in die der Odaliske und eilte fort.

Halil Patrona schloß sogleich seinen Kaufladen, nahm die Odaliske bei der Hand und führte sie nach seiner ärmlichen, entlegenen Behausung.

Das Mädchen sprach auf dem ganzen Wege keine Sylbe.

Als Halil in seiner Stube angelangt war, setzte er das Mädchen neben den Herd hin und sagte dann in mildem, freundlichem Tone:

»Sieh, das hier ist mein Haus; was Du darin siehst, gehört mir und — Dir; freilich ist das nur sehr wenig, dafür sind wir aber auch Niemanden etwas davon schuldig, — Geschmeide, Weihrauch, findest Du bei mir nicht,

aber Du kannst frei umhergehen und brauchst Dich nicht zu scheuen, Jemanden ins Gesicht zu schauen. Hier hast Du zwei Piaster, bereite für uns Beide ein Abendessen.«

Der arme Muselmann eilte sodann wieder nach dem Bazar zurück und ließ das Mädchen allein; er selbst kehrte erst am Abende heim.

Gül=Bejaze hatte ihm unterdessen das Abendessen bereitet, wozu die zwei Piaster vollkommen hinreichten; Halils Teller stellte sie auf die Matte, sie selbst setzte sich auf die Schwelle.

»Nicht so! Setze Dich hierher zu mir!« sagte Halil, und erfaßte die bebende Hand der Odaliske; sie mußte sich neben ihn setzen, er legte ihr von seinem Pilaf vor und bat sie zu essen. Die Odaliske gehorchte. Noch hatte sie kein Wort gesprochen; erst als das Abendmahl verzehrt war, wendete sie sich zu Halil und stammelte kaum vernehmbar:

»Seit fünf Tagen habe ich nichts gegessen.«

»Seit fünf Tagen?« rief Halil erstaunt. »Entsetzlich! Und wer hat Dich so gemartert?«

»Ich selbst, — ich wollte sterben.«

Halil schüttelte den Kopf.

»So jung und schon sterben wollen! Aber jetzt willst Du doch nicht mehr sterben?«

»Das siehst Du wohl.«

Halil gewann das Mädchen recht herzlich lieb; er hatte nie Jemanden gehabt, den er lieben konnte, und als ihm das Mädchen nun so gegenüber saß mit den schönen, aber schweigsamen Lippen, mit den großen dunklen Wimpern, welche das weiße Antlitz beschatteten, glaubte er eine Fee vor sich zu sehen, durch deren Zaubermacht er sein ganzes Wesen sich erneuen, verjüngen fühlte.

Halil konnte sich nicht erinnern, sich jemals gefreut, jemals das Pochen seines Herzens vernommen zu haben, und jetzt, da er das schöne Mädchen bei sich sitzen sah, pochte das Herz so laut, freute er sich so inniglich; er fühlte, wie wahr der Dichter singe: »Es gibt zwei Welten, eine unter der Sonne, die andere im Herzen des Weibes.«

Lange betrachtete er, in stummes Entzücken versunken, das reizende Antlitz, die bezaubernden Augen, die wunderbare Hourigestalt seiner Sclavin — es war Alles, Alles so schön an ihr. Und wenn er daran dachte, daß all diese Schönheit sein, daß er der Herr, der Besitzer dieses Wesens sey, welches auf sein Geheiß an seine Brust sinkt, ihn mit der Nacht ihres Haares überdeckt, mit ihren sammtweichen Armen umschlingt, -- wenn er bedachte, daß diese Lippen nicht nur roth, sondern auch süß, daß dieser Busen nicht nur schneeweiß sey, sondern auch ein glühendes Herz berge, — ach, da vergingen ihm die Sinne vor Sehnsucht und Entzücken!

Und doch wußte er nicht, wie er sie anreden solle . . . er hatte noch nie eine Sclavin gehabt, und fand kein Wort, das er ihr sagen konnte! An süße Schmeichelworte war seine Zunge nicht gewohnt; den Ton, den sie anschlagen muß, um die Liebe eines Weibes zu wecken, kannte er nicht.

»Gül-Besaze!« flüsterte er leise.

»Was befiehlst Du, o Herr?«

»Ich heiße Halil. — Nenne mich so.«

»Was befiehlst Du, Halil?«

»Frage nicht, was ich befehle . . . setze Dich näher zu mir . . . noch näher.«

Das Mädchen setzte sich näher, dann ganz nahe neben ihn.

Und nun wußte Halil erst recht nicht, was er ihr sagen solle.

Das Mädchen schien traurig und gleichgiltig, aber es weinte nicht, wie Sclavinnen sonst zu thun pflegen. Halil hätte es gerne gehabt, wenn das Mädchen gesprochen, wenn es ihm seine Lebensgeschichte erzählt, den Grund seiner Schwermuth entdeckt hätte, — dann hätte vielleicht auch er eher die passenden Worte gefunden, ihr Herz hätte sich dem Troste, und dann vielleicht auch der Liebe erschlossen.

»Sage mir, Gül-Bejaze, wie kam's, daß Dich der Sultan im Bazar so schimpflich feilbieten ließ?«

Die Odaliske betrachtete Halil mit ihren großen schwarzen Augen, zwei großen schwarzen Sonnen, und sah ihn lange starr und traurig an.

»Das wirst Du wohl selber wissen,« entgegnete sie flüsternd.

In der Nähe dieser mächtigen, versengenden Flamme fühlte auch Halil sein Herz immer höher erglühen, diese Fülle von Schönheit blendete sein Auge, berauschte seine Sinne; er erfaßte die Hand des Mädchens und drückte sie an seine Lippen . . . diese Hand war so kalt . . . desto mehr Grund, sie an seinen Lippen, an seinem Busen zu erwärmen, aber die Hand blieb kalt, kalt wie die eines Todten.

Sollte auch die Lippe, auch der Busen so eiskalt seyn?

Von Leidenschaft trunken umarmte Halil die Jungfrau, und wie er sie an seine Brust zog und an sich drückte, so lang, so süß, da flüsterte sie leise vor sich hin:

»O heilige Jungfrau Maria!«

Das lange schwarze Haar des Mädchens umflutete die Stirne, und als Halil es bei Seite schob, um zu sehen, ob das bleiche weiße Antlitz durch die Umarmung röther geworden, da fand er es noch weißer, noch bleicher . . . Jedes Lebenszeichen war entschwunden, die Augen waren geschlossen, die Lippen blau und krampfhaft aneinander gepreßt . . . Todt, todt, todt!

Halil konnte das nicht glauben. Er wähnte, das Mädchen verstelle sich nur; er legte die Hand an den schönen Busen . . . es pochte nichts darin . . . alle Empfindung war entschwunden . . . Halil durfte machen, was er wollte . . . er hielt einen Leichnam umschlungen.

Auf die verzehrende Glut der Leidenschaft folgte plötzlich ein eisig kalter Schauer, der Halil's Gebeine durchrieselte; zitternd legte er das Mädchen nieder und flehte mit zitternder Stimme:

»O erwache, erwache, ich thue Dir nichts zu Leide!«

Der leichte Kaftan war vom Busen des Mädchens herabgeglitten, er zog ihn wieder hinauf und betrachtete angsterfüllt das schöne Antlitz.

Nach wenigen Augenblicken öffneten sich die Lippen des Mädchens mit einem tiefen Seufzer, dann erschlossen sich auch die großen dunklen Augen wieder, die Lippen fanden nach und nach die frühere Röthe, die Augen den zaubervollen Glanz wieder, — neues Leben durchzuckte das schneeige Antlitz und der üppige Busen hob sich wieder wie zuvor.

Sie stand vom Teppiche auf, wohin sie Halil gelegt hatte, und machte sich daran, das umherliegende Eßgeschirr wegzuräumen. — Halil vermochte sich von seinem Erstaunen noch immer nicht zu erholen.

Nach einigen Augenblicken sprach sie zu ihm ernst und leise:

»Jetzt weißt Du, warum mich der Padischah im Bazar so schimpflich feilbieten ließ. In dem Augenblicke, wo mich der Arm eines Mannes umschlingt, bin ich todt und bleibe todt, bis er mich wieder losläßt, bis seine Lippe erkaltet und sein Herz sich schaudernd von mir wendet. Ich heiße dann nicht Gül-Bejaze, die weiße Rose, — ich heiße Gül-Ölü, die todte Rose.«

III.

Sultan Achmet.

Die Sonne schien bereits durch die Fenster des Serails; die beiden Ulemas, welche mit dem Sultan zu beten pflegten, hatten sich eben entfernt; der Kapu Agaßi (ObersttHürhüter) und Anaktar Oglan (oberster Schlüsselbewahrer) beeilten sich, die Thüren zu öffnen, durch welche der Sultan nach seinem Ankleidesaale schreitet, wo seiner die höchsten Personen seines Hofstaates harren: der Khaß-oda Baschi (oberste Ankleidemeister), der Csohodár, der dem Sultan das Oberkleid anlegt; der Dülbendar, der ihm den Shawl um die Hüften bindet; der Berber-Baschi, der ihm den Kopf rasirt; der Ibrik-Daraga, der ihm die Hände wäscht; der Peskirdsi-Baschi, der ihm sie wieder abtrocknet; der Serbedsi-Baschi, der den Sorbeth bereit hält, und der Tirnakdsi-Baschi, der ihm die Nägel schneidet. Alle diese Herren verbeugen sich in tiefster Demuth und

Verehrung bis an die Erde, wenn sie des Padischahs ansichtig werden, der durch eine Unzahl kunstvoll geschnitzter Thüren nach seinem Ankleidesaale gelangt.

Es ist dies ein einfacher sechseckiger Saal, mit hohen goldvergitterten Fenstern und seine ganze Schönheit besteht darin, daß die Wände mit Amethyst ausgelegt sind, aus dessen hyazinthfarbem Getäfel die Arabesken aus Topas und Dalmatin lebhaft hervorschimmern. Der Padischah ist ein besonderer Liebhaber von Edelsteinen, an jedem Stückchen seines Anzuges funkeln Diamanten, Rubine und Perlen und an seiner Hand ist vor lauter schimmernden Ringen kaum ein Finger zu sehen. Diese Pracht macht ihm ungemein viel Vergnügen und sein Gesicht steht auch mit diesen Herrlichkeiten im schönsten Einklange; es ist ein sanftes, freundliches, leuchtendes Antlitz, wie wenn ein Vater unter seine Kinder tritt. Seine großen schwärmerischen Augen ruhen sanft auf Jedem, den er anblickt, keine Falte durchfurcht seine Stirne und läßt beinahe mit Bestimmtheit ahnen, daß er sie nie zu runzeln, nie in Zorn zu gerathen pflegt, sein langer dichter schwarzer Bart hat auch nicht ein graues Haar und so deutet Alles darauf hin, daß der Mann keinen Kummer kennt, daß er sich sehr glücklich fühlt.

Und so ist es auch. Seit siebenundzwanzig Jahren sitzt er auf dem Throne. Während dieser siebenundzwanzig Jahre mag in seinem Reiche manche Veränderung vorgegangen seyn deren er sich zu freuen durchaus keinen Grund hatte. Aber Allah ließ ihm ein so glückliches Temperament zu Theil werden, daß er sich um all diese traurigen Dinge nicht viel kümmerte, sondern, wie jeder Weise sich dessen freute, was wirklich erfreulich war; er liebte schöne Blumen und schöne Frauen und besaß auch von beiden eine beträchtliche Aus-

wahl. Sein Garten war schöner, als zur Zeit des »glänzenden« Soliman und daß auch sein Serail nicht ganz freudenleer war, bewies der Umstand, daß er bis zur Stunde bereits glücklicher Vater von einunddreißig Kindern war.

Heute muß er besonders angenehm geträumt haben, oder waren die Mährchen, die ihm die Sultana Asszeki (Favorite), die unübertrefflich schöne Aldschaliß erzählte, gar so ergötzlich, oder war über Nacht irgend eine seiner Lieblingstulpen aufgeblüht, — denn er reicht gnädiglich einem Jeden die Hand zum Kusse dar und als ihm der Berber Baschi das Kissen zurecht legt, klopft er ihn huldvoll auf die zum Platzen feisten rothen Wangen, welche sich der ehrsame Baschi noch zur Zeit seiner Praxis als Barbiergeselle in Zara erwirthschaftet und seitdem so sorgfältig und erfolgreich gepflegt hat, daß sich daraus das vollendeteste Berberbaschi-Gesicht von der Welt herausbildete.

»Allah stehe Dir bei, damit dein Mund sich nie über deine Hand zu beklagen habe, wackerer Berber Baschi. Was ist seit gestern Neues vorgefallen?«

Die Berberbaschi's scheinen somit auch in Stambul die Tagesereignisse mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen und sich zur Beseitigung der Langweile, von welcher das Rasiren begleitet ist, ihren Kunden zum Besten zu geben.

»Wenn Du es der Mühe werth findest, Großmächtigster und Gnädigster, in deine, himmlischer Musik würdigen Ohren das aufzunehmen, was dem unwürdigen Munde deines allerniedersten Dieners entfährt, so will ich Dir das Neueste erzählen, was sich in Stambul zugetragen.«

Der Sultan spielte mit seinen Ringen, die er von einem Finger an den andern steckte.

»Du hast mir befohlen, allergnädigster Padischah,« sagte der Berber Baschi, indem er den perlenbesetzten Kauk (Turban) vom Kopfe des Großherrn herabwand, »ich solle mich erkundigen, was aus Gül Bejaze geworden, seit sie deinen Harem verließ? Von Früh bis Abend und von Abend bis Früh eilte ich von Haus zu Hause, forschte, horchte, spionirte, meditirte, mischte mich verkleidet unter die Kaufleute, fing mit ihnen ein Gespräch an, schnüffelte an allen Ecken und Enden herum und erfuhr endlich die ganze Geschichte. Lange wagte es Niemand die Odaliske zu kaufen, denn was der mächtigste Beherrscher der Welt wegwirft, das soll Niemand aufheben und wo er die Asche aus seiner Pfeife klopft, da muß Jeder ehrerbietig ausweichen, um nicht darauf zu treten. Aber dennoch fand sich ein kecker Mann, den die Schönheit des Mädchens bestach und der es vom Ausrufer um fünftausend Piaster erstand. Das war sein ganzes Vermögen und auch dieses hat er auf eine ganz eigenthümliche Art von einem fremden Fleischer bekommen.«

»Wie heißt der Mann?«

»Halil Patrona.«

»Was geschah weiter?«

»Er führte die Sclavin nach Hause, deren Schönheit wohl Jeden entzücken muß, der nicht weiß, was im Kiosk des Kiaja Beg und des Großveziers Damad Ibrahim, dann im Harem des bleichen Prinzen vorgefallen. Es ist Hochgenuß, sie zu sehen, ein Weib, alle Sinne zu berücken, wenn man noch nicht weiß, daß diese Blume nur zum Betrachten, nicht zum Pflücken da ist, daß diese herrliche, alle Houris des Paradieses beschämende Gestalt plötzlich starr und todt wird, wenn die Hand eines Mannes sie be-

rührt und daß sie aus dieser Todeserstarrung weder durch das sonnengleich erwärmende Antlitz des Padischah, noch durch den Zorn des Großveziers, noch durch die Peitschenhiebe der Sultana Assjeki, noch durch die Bitten des bleichen Prinzen erweckt werden konnte.«

»Und hast Du Dich erkundigt, was mit dem Mädchen noch weiter geschah?«

»Gepriesen sey jedes Wort, das deine erhabenen Lippen an mich richten, o mächtiger Padischah! Ja, ich habe mich erkundigt. Der arme Krämer führte die Sclavin nach Hause und freute sich noch, daß er all sein Geld für sie hingegeben. Er ließ sie neben sich setzen, nachtmahlte mit ihr; dann wollte er sie umarmen, zog sie an seine Brust und das Mädchen sank ihm todt in die Arme, wie sie es jedesmal thut, wenn ein Mann sie berührt; sie spricht dann zugleich ein räthselhaftes Zauberwort, vor dem der Prophet jeden Rechtgläubigen bewahren möge; ich glaube, es ist der Name jener Heiligen, deren Bild die Giaurs an ihre Fahnen stecken und die sie anrufen, wenn sie zum Kampfe gegen die Rechtgläubigen ziehen.«

»Und war der Käufer erzürnt?«

»Nein, er blieb ganz ruhig und läßt das Mädchen seit der Zeit unangetastet. Er betrachtet sie wie eine übermenschliche Erscheinung, wie eine Geistesabwesende, der Niemand ein Leides thut. Sie geht in seinem Hause frei herum; Halil läßt sie keinerlei grobe Arbeit verrichten, lieber thut er sie selber und unter seinen Bekannten ist bereits das Sprichwort gang und gäbe: Halil habe sich eine Sclavin gekauft und sey nun selber ihr Sclave geworden.«

»Das ist wirklich ein merkwürdiger Fall,« sagte der

Padischah, »gehe der Sache auch fernerhin nach und berichte mir immer, was vorfällt. Der Teßkeredsi Baschi (Secretär) soll Alles, was Du erzähltest, zum ewigen Angedenken aufzeichnen.«

Der Berberbaschi hatte während dieser Erzählung seine amtliche Thätigkeit am Kopfe des Padischah beendigt; der Ibrikdar Aga wusch sodann dem Großherrn die Hände, der Peskiridsi Baschi trocknete sie ab; der Tirnakdsi Baschi schnitt ihm die Nägel, der Dülbendar setzte ihm den perlengestickten Kauk wieder auf und wand ihm den Shawl um die Hüften, der Esohodar legte ihm den mit schweren Türkissen besetzten Binis (Ueberwurf) an, der Szilihdar schnallte ihm den kostbaren Säbel an, dann entfernten sich Alle unter den üblichen Verbeugungen und nur der Khaß-Oda Baschi und der Kapu Agassi blieben zurück.

Der Khaß-Oda Baschi meldete, daß in der Vorhalle des Serails kniefälligst zwei alleruntertbänigste Diener des Sultans harren, Abdullah der Obermufti und Dabad Ibrahim der Großvezier, welche in wichtigen Staatsangelegenheiten mit dem Sultan zu sprechen wünschten.

Der Sultan hatte noch nicht geantwortet, als durch die nach dem Harem führende Thüre der Kislar Aga (Oberster der Eunuchen) eintrat, ein ehrsamer Schwarzer mit gespaltenen Lippen, der das traurige Vorrecht besitzt, im Harem des Sultans frei ein- und ausgehen zu können, wovon er übrigens sehr wenig Genuß hat.

»Was wünschest Du, mein treuer Diener Kislar Aga?« fragte der Sultan, ihm entgegengehend und ihn von der Erde aufhebend, wo er sich niedergeworfen hatte.

»Allergnädigster Padischah! Die Blume kann nicht

ohne die Sonne leben, die schönste, duftreichste Blume, die Sultana Assjeki wünscht dein Antlitz sehen zu dürfen.«

Bei diesen Worten nahm Sultan Achmet eine noch mildere, lächelndere Miene an; er winkte dem Khaß-Oda Baschi und dem Kapu Agassi sich nach dem anstoßenden Saale zurückzuziehen, dem Kislar Aga aber befahl er, die Sultana Assjeki vorzulassen.

Aldschaliß war ein herrliches Mädchen aus Damascus; die Natur hatte sie mit allen Schönheiten verschwenderisch überschüttet; ihre Haut war weißer als Elfenbein und glatter als Sammt. Die dunkelste Nacht war im Vergleiche zu ihren Haarlocken nur ein fahler Schatten und die Farbe ihres vollen lächelnden Antlitzes beschämte das Morgenroth und die erblühende Rose; wenn sie Achmet mit den wundervollen Augen anblickte, in denen eine ganze Welt paradiesischer Freuden glühte, war es dem Padischah als durchzuckten mächtige Blitze unbeschreiblicher Wonne sein Herz, — wenn diese reizenden Lippen zu reden begannen, wer hätte da zu widersprechen vermocht? Achmet gewiß nicht, — er nicht! »Verlange die Hälfte meines Reiches!« Das war die geringste der Schmeicheleien, mit denen er sie zu überschütten pflegte. Wenn er sie umarmen, wenn er in ihre feurigen Augen blicken konnte, wenn er sie lächeln sah, vergaß er Stambul und die Armee und den Krieg und die Gesandten der fremden Mächte, — und das war jedenfalls eine Segnung, welche ihm der Prophet beschieden.

Die Favorite-Sultanin trat vor Achmet mit jenem verführerischen Lächeln, welches sich noch jederzeit als unwiderstehlich erwiesen, jede abschlägige Antwort von den Lippen des Sultans ferne gehalten hatte.

Sie mußte ein sehr dringendes Anliegen haben, denn

der Padischah hatte sie erst gegen Morgen verlassen, — welcher Traum mag sie seither beschlichen haben, den sie nun verwirklicht zu sehen wünschte?

Der Sultan erfaßt ihre Hand und führt sie zur purpurnen Ottomane, sie setzt sich ihm zu Füßen, umschlingt mit ihren weißen Händen seine Kniee, schlägt dann das schöne Auge zu ihm auf und spricht:

„Ich komme von deiner Tochter, von der kleinen Emmina, sie schickt mich zu Dir, damit ich statt ihrer den Saum deines Kleides küsse. So oft ich Dich sehe, erhabener Chan, ist's mir immer, als sähe ich das Antlitz des Kindes und so oft ich das Kind betrachte, meine ich Dich selber vor mir zu sehen. Sie gleicht Dir, wie der funkelnde Stern der glänzenden Sonne. Sie hat bereits drei Jahre zurückgelegt, hat das vierte angetreten und noch hat sie keinen Mann. Heute Morgens, als Du dein Antlitz von mir abwandtest, sah ich nun folgenden Traum: deine drei Töchter Aisah, Hadissza und Emmina saßen am Pfeilplatze unter prächtigen Zelten; es standen drei Zelte neben einander, das eine war weiß, das andere violettfarb, das dritte naphtagrün; darunter saßen die Prinzessinnen in silbergestickte Kapanidschas gekleidet, mit den runden Selmi's auf dem Haupte und mit jenen sieben Glücksreifen geziert, welche dem Weibe Glück bringen: Istifan (Diadem), Halskette, Ohrgehänge, Ring, Gürtel, Armband und Spange.*) Neben ihnen standen noch unzählige Zelte. Dreierlei blaue, dreierlei grüne für die Emirs, Defterdars, Reis Effendi's, Muderris und Scheikhs. Vor dem Serail aber waren drei

*) Diese sieben Gegenstände werden als Brautgeschenk gegeben.

hohe Palmenbäume aufgestellt, welche, auf großen Rädern ruhend, von Elephanten gezogen wurden, und drei Gärten, worin alle Blumen aus Zucker waren. Nun begannen die Hochzeitsfeierlichkeiten; nach dem Handkusse vollzog der Obermufti die Trauung, wobei der Kiaja den Bräutigam und der Kislar Aga die Braut vorstellte. Dann kamen die Beistände mit den Hochzeitsgeschenken, hundert Kameele mit Obst und Blumen, ein Elephant mit Gold, Juwelen, und prächtigen Schleiern beladen, zwei Eunuchen brachten mit Smaragden ausgelegte Spiegel und die Miri-Achors (Stallmeister) prächtig gesattelte Pferde. Hierauf kam das prächtige Gefolge des Großveziers, welches das Auge der Zuschauer ergötzte, dann ließ man in einem Zelte hölzerne Männer und einen lebendigen Centauren spielen; hierauf folgten egyptische Schwert- und Reiftänzer, indische Gaukler und Schlangenabrichter; endlich verlas der Mufti einen Vers aus dem Koran und erklärte ihn dem Volke. Dann kamen Leute aus dem Arsenal, welche auf großen Walzen eine ganze Segelgaleere daher rollten, dann die Topidzsi's (Artilleristen), welche gleichfalls auf Walzen eine Festung sammt Kanonen schleppten und aus letzteren feuerten. Hierauf folgte der merkwürdige Tanz der egyptischen Opiumesser, dann producirten Affen und Bären allerlei spaßige Dinge, dann zogen die Zünfte vorüber, hierauf folgte ein Schmaus der Janitscharen, endlich das Palmenfest, wo die Palmen sammt den zuckernen Gärten bis ans Thor des Serails geschoben wurden, und das Lampenfest, wobei zehntausend farbige Lämpchen zwischen zwanzigtausend blühenden Tulpen standen, so daß man nicht wußte, ob die Lampen blühen oder die Tulpen leuchten. Die Kanonen des Rumili Hissar und Anatoli Hissar erdröhnten und der Bosporus

ward zum Flammenmeer von den strahlenden Schiffen und dem funkelnden Feuerwerke; das war der Traum deiner unterthänigsten Sclavin am 12. Dschemachir (15. Juni), welcher für die Osmanlis ein Glückstag ist.«

Jeden Andern hätte die Erzählung eines solchen Traumes zum Sterben gelangweilt, Achmet aber fand ein unbeschreibliches Vergnügen daran, — Festlichkeiten waren seine höchste Lust und durch nichts ließ sich seine Gunst so leicht gewinnen, als durch einen neuen unerhörten Pomp, von dem seine Vorgänger keine Ahnung hatten. Aldschaliß hatte es einzig und allein dadurch zur Favorite-Sultanin gebracht, daß sie das Tulpen- und Lampenfest ersann, welches alljährlich gefeiert wurde; nun war das Palmenfest wieder eine neue Idee und das der zuckernen Gärten ebenfalls. Entzückt umarmte Achmet die Sultane, er schwur ihr diesen Traum zu verwirklichen und ließ sie dann wieder nach dem Harem zurückkehren.

Nun ließ der Kislar Aga die zwei außen harrenden Großwürdenträger des Reiches eintreten. Voran ging der Obermufti, hinter ihm der Großvezier Damad Ibrahim, beide mit langen schneeweißen Bärten, Beide ernste achtunggebietende Greise.

Sie warfen sich vor dem Sultan nieder, küßten den Saum seines Kleides und blieben am Boden liegen, bis der Padischah sie aufhob.

»Was führt Euch nach dem Serail, Ihr wackern Großen meines Reiches?«

Der Obermufti nahm zuerst das Wort.

»Allergnädigster, mächtigster Herr! Vergib uns, daß wir die Freuden deines Lebens durch unsere ernsten Worte stören, denn ist auch der Schlaf ein Glück, so ist doch wa-

chen immer besser als schlafen, und wer sich eine Gefahr verbirgt, bestiehlt sich selbst. Du weißt, großmächtigster Padischah, daß es Allah vor einigen Jahren gefallen hat, Persiens gesetzlichen Fürsten, den Schah Tamasip, durch den Rebellen Esref aus seiner Hauptstadt vertreiben zu lassen, der Fürst mußte fliehen, seine Mutter, in Lumpen gekleidet, als gemeine Magd zu Ispahan ihr Leben fristen. Die osmanischen Waffen durften den Usurpator nicht unangefochten auf dem Throne sitzen lassen; deine siegreichen Heere, vom Vezier Ibrahim und von Nuuman Küprilizade, dem Nachkömmling des »tugendsamen« Küprili, befehligt, rissen Kermandschahan von Persien los und verleibten es deinem Reiche ein; aber dem Propheten gefällt es oft, Wunder geschehen zu lassen; plötzlich taucht der völlig verschollene Schah Tamasip mit einer Hand voll Truppen wieder auf und schlägt in drei Schlachten bei Damaghan, Derechar und Ispahan den Chan Esref auf's Haupt, der auf der Flucht von Pferden zertreten wird. Nun beansprucht der rückgekehrte Fürst die von uns in Besitz genommenen Provinzen und sein Heerführer Szafikuli-Chan rückt mit einer zahlreichen Armee gegen Küprilizade ins Feld. Ein dunkler Fleck droht die Sonne der osmanischen Waffen zu trüben. Mächtigster Herr! Laß deinem Ruhm diese Schmach nicht anhaften; ich und der Großvezier wir haben bereits eine Heeresmacht gesammelt, die an den Gestaden des Bosporus steht, jeden Augenblick bereit zu Schiffe zu gehen; Geld und Proviant sind an Nuuman auf tausendfünfhundert Kameelen nach der Grenze vorausgeschickt worden. Es bedarf nur eines Wortes von Dir und das ganze Land wird e i n bewaffneter Arm, dessen Streichen eine ganze Welt erliegen müßte, — ein Wink von deinen Augen und die Streiter werden aus

dem Boden wachsen, als ob alle seit vier Jahrhunderten gefallenen osmanischen Helden ihren Gräbern entstiegen, um die Fahne des Propheten zu schirmen; aber Du mußt zuerst diese Fahne schwingen, erlauchter Padischah, nur deine Gegenwart vermag unseren Waffen den Sieg zu verleihen; darum ermanne Dich, umgürte deinen Leib mit dem Schwerte Mahomets, tritt mitten unter deine getreuen Krieger, welche sich darnach sehnen, dein Antlitz zu erblicken, wie Einer, dem die Nacht zu lange währt, den der Schlummer flieht, sich nach dem Aufgang der Sonne sehnt.«

Achmet blickte den Sprechenden so mild an, als hätte er die ganze Zeit über, während welcher dieser sprach, an ganz andere Dinge gedacht und kein Wort von dem gehört, was ihm in diesem Augenblicke gesagt wurde.

»Meine treuen Diener,« sagte er endlich mit freundlichem Lächeln; »der heutige Tag ist für mich ein Glückstag; die Sultana Affzeki hatte heute Morgens einen Traum, der verwirklicht zu werden verdient; in den Straßen Istambuls war ein glänzendes Fest, die ganze Stadt war erleuchtet, Lämpchen und Tulpen schimmerten in herrlichen Buchsbaumgärten und in den Höfen der Kioske am süßen Wasser; bewegliche Palmen und zuckerne Gärten wurden auf den Plätzen umhergeführt, Galeeren und Festungen rollten auf mächtigen Walzen durch die Straßen. Der Traum ist zu schön, ich rechne darauf, daß er verwirklicht wird.«

Der Obermufti kreuzte die Hände über die Brust und verneigte sich:

»Allah akbar, allah kerim! Gott ist groß und dein Wille geschehe; wenn Du es befiehlst, geht die Sonne statt im Osten im Westen auf.«

Damit zog sich der Oberpriester zurück und schwieg.

Aber nun trat der greise Großvezier Damad Ibrahim vor, wischte sich mit dem Zipfel seines Kaftans die Thränen aus den Augen, blickte den Padischah traurig an und sprach:

»O Herr, Allah hat einen besondern Tag für die Freude und einen besondern für die Trauer bestimmt; es ist nicht gut diese Tage mit einander zu verwechseln. Im Augenblicke haben wir gar keinen Grund zur Freude, wohl aber zur Trauer. Aus allen Theilen des Reiches kommen Trauerbotschaften, wie schwarze Raben, wenn ein Gewitter naht; Feuersbrünste, Epidemieen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Stürme erfüllen allenthalben das Volk mit Angst und Schrecken. Erst diese Woche brannte einer der schönsten Theile Stambuls am Chodschabascha nieder, und vor kaum einigen Wochen die Vorstadt Ejul längs des ganzen Ufers, während der andere Theil der Stadt zur Feier der Geburt des Prinzen Murad beleuchtet wurde. Zu Gallipoli fuhr der Blitz in eine Pulvermühle und sechshundert Arbeiter flogen in die Luft. Der Bach Kiajadschane schwoll in einer Nacht dergestalt an, daß er das ganze Thal der süßen Gewässer überschwemmte und sogar die Kanonen fortriß und erst kürzlich tauchte neben der Insel Santorin eine neue Insel aus dem Meere empor, — sie wächst nun seit drei Monaten Tag für Tag und seit dieser Zeit bebt und kracht Stambul fortwährend. O Herr, das sind keine guten Zeichen für uns und wenn Du dem Rathe deiner Diener Gehör schenken willst, so verordne ein allgemeines Fasten, Trauer- und Bettage statt der Freudentage, denn wir gehen einer schlimmen Zeit entgegen. Ringsum steht der Feind an unseren Grenzen, am Ufer der Ton (Donau), am Pruth, in den Bergen von Eriwan und vor den Inseln, und wenn

jeder Muselmann zehn Hände hätte, so müßte er jede Hand mit einem Schwerte bewaffnen, um dein Reich zu vertheidigen. Magst Du meinem weißen Barte fluchen, magst Du mich für meine Vermessenheit züchtigen, aber ich sehe Stambul in Flammen, so oft es festlich erleuchtet wird, und dann rufe ich zu Dir und zum Propheten: O helft, helft!«

Achmet lächelte noch immer gnädig; als er antwortete, war sein Ton süß wie Honig.

»Nicht wahr, mein wackerer Ibrahim, Du hast einen Sohn, Namens Omar, der das vierte Lebensjahr bereits überschritten hat? Auch ich habe eine Tochter, Emina, die bereits über drei Jahre alt ist. So wahr ich lebe! Eher will ich mich nicht mit dem Schwerte des Propheten umgürten, nicht eher die Fahne der Gefahr schwingen, als bis die beiden Kinder miteinander vermält sind. Längst sind sie für einander bestimmt, und die sich fortwährend steigernde Zahl deiner Verdienste beschleunigt diese Verbindung nur noch mehr. Ich habe es der Sultana Affzeki zugeschworen und ich kann nicht zurückschwören, wie es die ungläubigen Feueranbeter machen, die sich eines geleisteten Schwures entbunden wähnen, wenn sie ihn nach rückwärts hersagen. Das ziemt keinem Rechtgläubigen. Ich habe das Verlobungsfest zugesagt und will, daß es mit aller Pracht gefeiert werde.«

Ibrahim seufzte; mit traurigem Herzen dankte er dem Großherrn für diesen neuerlichen Beweis seiner Gnade, obwohl diese auch für spätere Zeiten hätte verschoben werden können, da der Bräutigam erst vier, die Braut drei Jahre alt war.

»Allah kerim! Gott lasse deinen Schatten nie kürzer werden, großmächtigster Padischah!« sagte Damad Ibra-

him; dann küßten die beiden Greise dem Großherrn die Hand und gingen.

Am Thore des Serails blieb der Obermufti stehen und sagte wehmüthig zum Großvezier:

»Es wäre besser für uns, wir wären nicht so alt geworden.«

Achmet aber eilte in Begleitung der Bostandschi's (Gärtner) in den Garten zu seinen Tulpen.

IV.

Der Sclave der Sclavin.

Der arme Halil Patrona war unterdessen »sprichwörtlich« geworden; am Bazar nannte man ihn gar nicht mehr anders als den »Sclaven der Sclavin,« was ihm übrigens durchaus keinen Nachtheil, wohl aber viele neue Käufer brachte, da Jedermann den Muselmann kennen lernen wollte, der eine für sein schweres Geld erkaufte Sclavin nicht zu berühren wagte, vielmehr statt ihrer alle häuslichen Arbeiten verrichtete, als ob er von ihr erkauft worden wäre.

In Patrona's Nachbarschaft wohnte ein Janitscharenveteran, Namens Mufszli, der aus Langeweile die edle Kunst des Pantoffelflickens betrieb. Dieser sah Halil oft in mondhellen Nächten auf das Dach hinaufschleichen, wo Gül-Bejaze schlief und dort — zwei Schritte weit von ihr sitzend — Stunden, ja Nächte lang, bis zum Morgengrauen in Gedanken versunken vor sich hinstarren; die Stirne an die Hand gelehnt, betrachtete, bewunderte er die herrliche Gestalt, das blasse schöne Antlitz . . . dann rückte er etwas näher,

und immer näher . . . endlich so nahe, daß seine Lippen von ihren Wangen kaum einen Gedanken weit entfernt waren . . . aber plötzlich zog er wieder den Kopf zurück, und wenn die Sclavin dann und wann erwachte, winkte er ihr, sie möge ruhig weiter schlafen, es störe sie Niemand.

Halil kümmerte sich um all das Gerede der Leute nicht; er war wohl noch etwas blässer denn sonst, aber wenn sich Jemand in seiner Gegenwart einen Scherz mit ihm erlaubt hätte, würde er ihm sicherlich bewiesen haben, daß seine Arme nicht schwächer seyen, als zuvor.

So saß er eines Tages in der Thüre seines Ladens, ohne auf die Vorübergehenden zu achten; er blickte in die Höhe, weit, weit über die Köpfe der Leute hinweg, — als Jemand, der ganz leise heran getreten war, ihm freundlich zurief:

»Mein lieber Hauswirth!«

Patrona sah sich um und erkannte Janaki, seinen räthselhaften Gast.

»Ah, bist Du's, mein Gast? Ich habe Dich zwei volle Tage gesucht, nachdem Du mein Haus verlassen hattest; ich wollte Dir deine fünftausend Piaster zurück geben; 's war eine große Narrheit von Dir, mir sie zu schenken. Aber jetzt . . . jetzt suche ich Dich nicht mehr, denn ich habe bereits das ganze Geld ausgegeben.«

»Es freut mich, Halil, dies von Dir zu hören, ich hoffe Du wirst Dir deine Lage wenigstens einigermaßen verbessert haben; darf ich wieder auf einen Tag lang dein Gast seyn?«

»Mit Vergnügen; nur mußt Du mir zwei Dinge versprechen: erstens daß Du keinerlei Finte gebrauchen wirst, um mir etwas zu bezahlen, was ich Dir umsonst gebe;

zweitens daß Du nicht über Nacht bei mir bleibst, sondern für diese Zeit zu meinem wackeren Nachbar Mußli hinüber wanderst, der auch eine Junggesellenwirthschaft führt, nebenbei Pantoffel flickt und im Ganzen ein recht ehrenwerther Mann ist.«

»Und warum kann ich denn nicht bei Dir übernachten?«

»Weil ich jetzt nicht mehr allein bin; ich habe eine Sclavin bei mir.«

»Ja, was liegt denn daran? Ich schlafe auf dem Dache und Du mit der Sclavin unten in der Stube.«

»Das geht nicht, Janaki! das geht nicht.«

»Und warum sollte das nicht gehen?«

»Lieber schlafe ich in einer Grube, in welche ein Tiger gestürzt ist, lieber in der Höhle des Nilpferdes, lieber in einem Kahne, der von Kaimans und Krokodilen wimmelt, lieber brächte ich eine Nacht in einem Keller voll Scorpionen und Scolopendern oder im Thurm von Szurem zu, wo alle bösen Geister ein und ausgehen, lieber setze ich mich vierundzwanzig Stunden lang einem lebendigen Basilisken gegenüber, als daß ich eine Nacht mit jener Sclavin in einer Stube zubrächte.«

»Du setzest mich in Erstaunen, Halil! Am Ende bist gar Du jener seltsame Muselmann, von dem ich schon in Pera gehört, der eine Sclavin gekauft und nun ihr Sclave geworden?«

»Ja, der bin ich . . . aber es ist besser, wir reden nicht weiter davon. An all dem sind deine fünftausend Piaster Schuld, seit der Zeit tauge ich zu nichts mehr; ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Meinen Kunden gebe ich auf ihre Fragen mitunter Antworten, daß sie mir hellaut

ins Gesicht lachen . . . Laß uns lieber von deiner Angelegenheit sprechen; hast Du deine Tochter schon gefunden?«

Nun kam an Janaki die Reihe zu seufzen.

»Ich suchte sie überall und habe sie nirgends gefunden.«

»Ja, wie hast Du sie denn verloren?«

»An einem Samstag Abends machte sie mit einigen ihrer Gefährtinnen eine Lustfahrt auf dem Marmorameere. Gesang und Lautenspiel der Mädchen lockten einen türkischen Piraten herbei, der mitten im friedlichen Lande die Mädchen raubte und sie so insgeheim zu verkaufen wußte, daß es nicht möglich war, ihm auf die Spur zu kommen. Ich möchte beinahe glauben, die Mädchen seyen nach dem Serail des Sultans gebracht worden.«

»Na, da bekommst Du sie sicher nicht wieder zurück.«

Janaki seufzte tief, schüttelte traurig den Kopf und fragte dann:

»Du glaubst also, ich könnte sie nie wieder bekommen, wenn sie wirklich dahin gebracht wurde?«

»Nie, es müßte denn den Janitscharen oder den Debdschis oder den Bostandschis eines schönen Morgens einfallen, den Sultan abzusetzen.«

»Aber, Halil, wer würde es wagen, dergleichen auch nur zu denken?«

»Ich würde es wagen, wenn meine Tochter wider meinen und ihren Willen im Harem wäre . . . aber das verstehst Du nicht, Janaki . . . Du hast nie anderes Blut vergossen, als Ochsen- und Kälberblut; nur eines sage ich Dir: wäre ich ein so reicher Mann wie Du, ich wüßte mir meine Tochter selbst aus dem Serail zu holen. Reichthum ist noch weit mächtiger als Tapferkeit.«

»Um Gottes willen sprich nicht so laut; einer deiner Nachbarn könnte es hören und mich erschlagen, um mir mein Geld abzunehmen; denn ich trage viel Geld bei mir und lebe daher in beständiger Angst, daß mir's Jemand nimmt. Vor dem Bazar harrt meiner ein Diener mit einem Maulthiere, das zwei Schläuche getrockneter Pflaumen trägt. Dir kann ich's sagen, daß diese Schläuche zur Hälfte mit Gold gefüllt und die Pflaumen nur oben darauf gelegt sind. Ich möchte sie gerne bei Dir aufbewahren lassen. Nicht wahr, deine Sclavin nimmt nichts davon?«

»Da kannst Du ganz beruhigt seyn; sage ihr, sie soll die Schläuche nicht anschauen und sie schließt die Augen, so oft sie daran vorüber geht.«

Patrona schloß nun seinen Laden und führte den Gast nach Hause; unterwegs sprach er auch bei seinem Nachbarn, bei dem pantoffelflickenden Janitscharen ein, der gerne bereit war, Halil's Gast für die Nacht bei sich zu beherbergen. Halil erwiederte diese Freundlichkeit dadurch, daß er den wackeren Nachbar auf eine Portion Pilaf und ein paar Gläser »verbotenen Getränkes« einlud, was sich der Janitschar nicht zweimal sagen ließ.

So traten sie in Halil's Haus.

Gül-Bejaze stand eben am Herde und kochte das Abendessen für Halil; als dieser mit dem Gaste eintrat, wandte sie sich um.

In diesem Augenblicke stieß der Grieche einen durchdringenden Schrei aus, schleuderte seine Mütze in die Höhe, stürzte dann zur Sclavin hin, überschüttete ihre Hände, ihre Arme, ihre weißen Wangen mit Küssen . . . das Mädchen aber sank an seine Brust, beide weinten und

»mein Kind!« »mein Vater!« war Alles, was die bebenden Lippen zu sprechen vermochten.

Halil schaute ganz verdutzt drein.

Janaki aber lag noch immer auf den Knieen, er erhob die Hände gen Himmel und dankte dem Herrn, daß er seine Schritte hierher gelenkt.

»Allah akbar, der Name des Herrn sey gepriesen!« sagte endlich Patrona, näher tretend. »Sie ist's also, die Du so lange gesucht und bei mir findest Du sie wieder? Danke deinem Gott, denn unentweiht erhältst Du sie aus meinen Händen wieder.«

»Nein, nein, Halil, nicht so!« rief der Vater mit freudestrahlendem Antlitze. »Du sollst mir sie nicht wieder geben, sie bleibt für immer hier bei Dir. Ich könnte dreimal von einem Ende der Welt bis zum andern reisen, und fände für sie doch keinen solchen Mann, wie Du bist; darum sprich, was verlangst Du als Lösegeld? Ich bezahle Dir's und lege sie dann als freies Weib in deine Arme.«

Halil überlegte nicht lange, was er als Lösegeld verlangen solle, er warf einen Blick auf Gül-Bejaze's lächelnde Lippen; ein Kuß von diesen war Alles, was er verlangte.

Janaki nahm die Hand des Mädchens und legte sie in die des Muselmanns.

Schon hielt Halil die heiße weiche Hand in der seinen, schon fühlte er ihren beseligenden Druck, er sah die Jungfrau lächeln, sah, wie sie ihm die Lippen zum Kusse darbot, und noch traute er seinen Augen nicht, noch glaubte er, sie werde in dem Augenblicke, wo seine Lippe sie berührt, wieder hinsterben, werde wieder kalt und bleich werden, wie einst . . . Erst als Lippe an Lippe glühte, Busen an

Busen pochte, erst als er den erwiederten Kuß, den raschen Schlag des Herzens fühlte, erst dann glaubte er an sein Glück und nun drückte er sie lange, lange an seine Brust und preßte seine Lippen an die ihrigen . . was war alle Wonne des Paradieses gegen die Seligkeit dieses Augenblickes?

Dann mußte sich das Mädchen zwischen Vater und Gatten hinsetzen, jeder erfaßte eine Hand und des Schmeichelns und Umarmens war kein Ende; das Mädchen mochte sich rechts oder links neigen, dem Küssen und Herzen konnte es nicht entgehen; auch die Wange war nicht mehr so bleich, sondern glühend roth, wie die verwandelte Rose, auf welche Thisbe's Blut träufelte. Sie versprach dem Vater und dem Gatten, ihnen viel, viel zu erzählen von Dingen, von denen sie noch keine Ahnung hätten.

Außerhalb des Fensters stand ein Mann, der durch das dünne Fliegengitter in die Stube blickte und Zeuge dieser ganzen Scene gewesen — der ehrsame Berber-Baschi!

So saßen sie eben im Vollgenuß der Freude, als der vielgenannte Nachbar, der Janitschare Mussli, den Kopf zur Thüre hereinsteckte. Beim Anblicke dieses Familientableaus wollte er sich sogleich wieder entfernen, aber Halil hatte ihn bereits gewahrt und rief ihm fröhlich zu:

»Nur herein, nur herein, wackerer Nachbar! Mache keine Umstände, Du siehst ja, daß wir allesammt heiter und lustig sind.«

Der Herr Nachbar trat sachte herein und verbarg seine Hände sehr sorgfältig in die Falten seines Kaftans, weil sich das Pech, trotz eifrigen Waschens, noch nicht ganz von ihnen hatte trennen wollen; im Turban aber steckte noch

gravitätisch die Ahle, die sich ganz so wie ein Reiherbüschel ausnahm; an den Füßen trug er, wie alle Schuster, die allerschlechtesten Pantoffel, die es nur geben kann.

Als er Gül-Bejaze in Halil's Armen und diesen selbst mit freudestrahlendem Antlitze sah, schlug er verwundert die Hände zusammen; es ward ihm sogleich klar, daß hier große Dinge vorgegangen seyn mußten.

Halil nöthigte ihn sich an den Tisch zu setzen, drückte dann einen Kuß auf die Stirne des Mädchens und sagte:

»Siehst Du, lieber Nachbar, das hier ist jetzt mein Weib; künftighin wird sie mich lieben und ich werde nicht mehr der Sclave meiner Sclavin seyn. Dieser ehrenwerthe Mann aber ist der Vater meines Weibes; — begrüße Beide, dann setze Dich und iß und trinke mit uns!«

Der alte Janitschare ging zuerst zu Janaki, den er auf die Schulter küßte, dann näherte er sich dem Mädchen, berührte mit der Hand erst den Boden, dann seine Stirne und ließ sich endlich auf die Kissen nieder, die ihm Halil herbeigetragen hatte.

Janaki schickte seinen Diener, der ihm gefolgt war, zum Pastetenbäcker, Musszli aber lief schnell nach Hause, holte eine mit Silber ausgelegte Zither, welche er meisterhaft zu spielen und dabei recht rührend zu singen wußte, und so verging Halil Patrona's Hochzeitabend recht lustig unter Schmausen, Singen und Küssen.

Der ehrsame Berber-Baschi schaute, wie gesagt, die ganze Unterhaltung vom Fenster aus mit an und konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen, als er sah, daß Gül-Bejaze weder von den Küssen, noch von der Umarmung todt zusammenstürzte, wie sie dies im Harem that. Ja, daß sogar ihre Wangen sich rosig färbten, wie

der Himmel, wenn der Hauch der Morgenröthe ihn berührt.

Endlich hielt ers vor Neugierde nicht mehr aus, er schlich sich an die Thüre und trat ganz sachte ein.

Der wackere Staatsbeamte hatte sich als schlichter Holzhauer verkleidet und sein Gesicht war viel zu dumm, als daß man in dieser nichtssagenden Kleidung eine Maskerade vermuthet hätte.

»Allah kerim! Salem aleikum!« sagte er in demüthigem Tone. »Gott segne eure Unterhaltung, Ihr waret so lustig, daß man's bis nach dem Friedhofe hinaus hörte, an dem ich eben vorüberging. Wenn's Euch nicht beleidigt, bliebe ich gerne hier, so lange Ihr mir's gestattet; ich höre für mein Leben gern das Instrument, welches dieser wackere Muselmann so schön zu spielen versteht, und die wunderlieblichen Märchen, welche von den Lippen dieser dem Himmel entstiegenen Houri klingen.«

Mussli war vom Weine berauscht, Gül-Bejaze und Halil von der Liebe — sie hatte gegen die Bitte des Fremden nichts einzuwenden; nur Janaki hatte weder vom Weine noch von der Liebe verkostet, er allein war nüchtern und flüsterte Halil zu:

»Sollte der Fremde nicht etwa ein Spion oder ein Dieb seyn?«

»Was fällt Dir bei?« entgegnete Halil leise, »Du siehst ja, 's ist ein ehrlicher Holzhauer . . . Setze Dich, wackerer Muselmann, und halte mit uns.«

Der Berber-Baschi gehorchte. Er aß und trank, als ob er drei Tage lang gefastet hätte und war ganz entzückt von Mussli's Zitherspiel; mit aufgesperrtem Munde horchte er dessen Erzählung »von den Pantoffeln des Geizhalses«

zu und lachte darüber, wie Einer, der dergleichen noch nie gehört hat.

»Aber jetzt erzähle Du uns etwas, schönste der Frauen,« sagte er dann zu Gül-Bejaze gewendet; diese küßte ihren Gatten, nippte aus dem vor ihr stehenden Glase, um ihre Lippen anzufeuchten, und erzählte:

»Es war einmal ein reicher Kaufmann — in Pera, Galata oder Damascus, ich weiß selber nicht mehr wo! Auch seinen Namen habe ich vergessen. Doch das thut nichts zur Sache. Der Mann hatte eine einzige Tochter, die er unaussprechlich liebte, der er jeden Wunsch erfüllte, die er selbst gegen jeden Lufthauch sorgsam bewahrte.«

»Weißt Du auch nicht wie das Mädchen hieß?« fragte der Berber-Baschi.

»Doch ja! Sie hieß Irene, denn sie war eine Griechin.«

Janaki erschrak bei diesen Worten: seine Tochter wollte vielleicht ihre eigene Geschichte erzählen, denn auch sie hatte in der Taufe den Namen Irene erhalten . . . welche Unvorsichtigkeit in Gegenwart eines fremden Menschen!

»Irene machte eines Abends mit ihren Freundinnen eine Lustfahrt auf dem Meere; die Mädchen sangen und spielten die Laute dazu, das Wetter war schön, der Spiegel des Meeres glatt und wellenlos. Da tauchte plötzlich auf dem glatten Wasserspiegel das Segel eines Piratenschiffes auf, welches geraden Weges auf den Kahn der Mädchen zusteuerte; die Mädchen wurden als Gefangene fortgeschleppt, ehe sie noch das Ufer erreichen konnten . . .

»Arme Irene! Sie konnte ihrem liebenden Vater nicht einmal mehr ein letztes Lebewohl sagen! Als das Schiff des Piraten pfeilschnell über den Meeresspiegel dahinflog, als die Stadt, in welcher sie wohnte, immer tiefer und

tiefer hinab sank, da füllten Thränen ihre Augen; sie dachte daran, wie man sie jetzt daheim erwarten, wie der Vater vor der Thüre stehen und jeden Vorübergehenden fragen werde, ob seine Tochter noch nicht komme. Er hatte ihr für diesen Abend ein Fest bereitet, alle Gäste mußten schon beisammen seyn, nur sie, sie fehlte noch. Dann geht er wohl hinaus nach dem Meeresufer, blickt über den klaren Wasserspiegel hin nach der endlosen Weite und fragt die Wellen, die an ihm vorüberrollen: »Könnt ihr mir nicht sagen, wo mein Kind ist?«

(Dem Vater wie dem Gatten traten unwillkürlich die Thränen in die Augen.)

»Aber so weinet doch nicht! Wie Ihr kindisch seyd! Es ist ja nur ein Märchen. Höret weiter. Der Pirat führte das geraubte Mädchen nach Stambul, geraden Weges zum Kislar-Aga, der die Sclavinnen für den Harem des Sultans anzukaufen pflegt. Der Handel war bald abgemacht; der Kislar-Aga bezahlte, was der Seeräuber verlangte und überlieferte Irene den Sclavinnen des Serails; diese führten sie in ein duftendes Bad und lobten unablässig die Schönheit ihres Antlitzes und ihrer Gestalt; aber Irene schauderte zusammen, als sie alle diese Lobeserhebungen vernahm. Sollte ihr der Himmel blos darum alle diese Reize verliehen haben, damit sie ihnen als Opfer falle? Sie wäre lieber buckelig, einäugig, häßlich gewesen; sie hätte sich glücklich geschätzt, blatternarbig zu seyn wie ein vom Hagel zerschlagenes Blatt, aussätzig, daß Jeder, der sie sah, vor ihr Ekel gefühlt, denn nun, ach, nun fühlte sie vor sich selber Ekel!

»Man legte ihr schöne Gewänder an, gab ihr diamantene Ohrgehänge, umgürtete sie mit einem kostbaren

Shawl, behing ihr Arme und Beine mit goldenem Geschmeide und führte sie so nach den geheimen Gemächern, wo die Frauen des Padischahs beisammen waren . . . Dies Alles geschah vor langer, langer Zeit, Gott weiß unter welchem Sultan, den nicht einmal unsere Väter gekannt haben.

»Glanz und Pracht, Blumen und Teppiche schmückten den ungeheueren Saal, dessen Kuppel mit Edelsteinen ausgelegt war; der Boden bestand aus lauter Perlenmutter und flimmerte und glitzerte, als wären Blumen und Vögel von der wunderbarsten Form aus den Trümmern eines zerbrochenen Regenbogens zusammengefügt und auf den Boden gelegt worden, auf welchen deshalb auch keine Teppiche ausgebreitet werden durften. Damit sich jedoch die Mädchen auf dem kalten Boden die Füße nicht erkälten, standen kleine Schämelchen bereit, welche sie sich an die Füße banden und auf denen sie im Saale herumspazirten; man nennt sie Kabkob.«

»Ei, ei!« rief Janaki ängstlich, »Du schilderst uns das Innere des Serails so lebhaft, daß mir beinahe angst und bange wird. Wenn Dir Jemand zuhört, ist's gerade so, als ob er einen Blick in den Harem des Sultans würfe, und vor solcher Frechheit möge Gott jeden wohlgesinnten Unterthan bewahren!«

»Aber es ist ja eben nur ein Märchen, und der Saal, von dem ich spreche, ein Phantasiebild . . . In der Mitte des Saales stand eine große Fontaine, das duftigste Rosenwasser sprang daraus empor und spielte mit goldenen Kugeln, die es bald emporschleuderte, bald wieder sinken ließ; an den Wänden bis auf den Boden hinabreichende venetianische Spiegel, in denen entzückend schöne

Odalisken wohlgefällig ihren wundervollen Bau betrachteten, — an den Säulen hundert und hundert Lämpchen von den verschiedensten Farben, welche ein feenhaftes Licht über den Saal ausstrahlten, und in der Luft schwammen leichte bläuliche Wolken, — die entschwebenden Flocken des Ambra- und Burnutrauches, den die Mädchen aus langen Argylas saugen.

»Aber mehr als von all diesem Glanze und all dieser Pracht wurde Irene vom Anblicke der Favorite-Sultanin überrascht, der man sie nun vorstellte. Am Ende des Saales saß eine hohe, kräftige, weibliche Gestalt auf einem alle andern überragenden Divan; der gegen die Mitte hin schlanke Leib wurde gegen die Schulter hinauf immer breiter und voller, Hals und Arme — weiß wie Schnee — schmückten echte Perlenschnüre mit Diamantschließen, aus dem mit Edelsteinen besetzten Turban ragte ein hoher Reiherbusch empor, und verlieh dieser königlichen Gestalt, welche mit ihren großen schwarzen Augen die ganze Welt zu beherrschen schien, ein noch imposanteres Aussehen.«

»Hm, hm!« bemerkte Janaki abermals, »Du schilderst so lebhaft, daß ich beinahe Angst habe, Dir zuzuhören; hättest Du doch wenigstens ihr Gesicht verschleiert gelassen.«

»Ich sage Euch ja, daß Alles dies vor langer, langer Zeit geschah, Gott weiß unter welchem Sultan! Die Sclavin wurde also der Favorite-Sultanin vorgestellt, welche von zweihundert Sclavinnen umgeben, mit ihrem Lieblingszwerge spielte; rings um sie tanzten und sangen die Mädchen und schwenkten silberne Pfannen voll des duftigsten Weihrauches, über ihrem Haupte ragte ein großer Obstbaum aus Zucker hervor, woran zuckerne Früchte

von allen Gestalten und Farben hingen; die Sultanin pflückte dann und wann eine derselben, verkostete davon, und reichte das Uebrige dem Zwerge hin, der es gierig verzehrte. Irene wurde von einem Eunuchen empfangen, einem blatternarbigen schwarzen Mann mit gespaltener Oberlippe, unter der die Zähne hervorragten.«

»Gerade wie der jetzige Kislar = Aga!« rief Mussli, »als ob ich ihn leibhaftig vor mir sehen würde.«

»Der Mohr befahl Irene, sich vor der Sultanin niederzuwerfen, Irene gehorchte; während sie jedoch mit dem Angesichte am Boden lag, betete sie leise: »Gebenedeite heilige Jungfrau, — Mutter Gottes — Schutzpatronin der Jungfrauen, sieh mich hier vor Dir im Staube liegen; o rette mich, wenn ich Dich anrufe!« Die Sultana befahl unterdessen der Sclavin, Irene's Locken aufzulösen, und als diese in ihr bis an die Fersen reichendes Haar gehüllt dastand, befahl die Favorite, die blassen Wangen des Mädchens roth zu schminken, die Augenbrauen schwarz zu färben, das Haar mit wohlriechendem Oel zu salben, und Nacken und Arme mit echten Perlen zu schmücken. Irene wußte noch immer nicht, was eigentlich mit ihr geschehen solle, da trat der Kislar= Aga ein und sagte zu ihr in feierlichem Tone: »Frohlocke, glückliche Jungfrau, es ist Dir heute ein großes Glück zu Theil geworden. In acht Tagen ist das Beiramsfest, und unter allen Odalisken hat die Sultana Dich ausersehen, um Dich dem Padischah zu schenken. Darum freue Dich schon im voraus deines Glückes!« Irene aber wäre bei dieser Nachricht lieber vor Trauer gestorben. Nun reichte ihr die Sultana einen großen Fächer aus lauter Pfauenfedern hin und gestattete dem Mädchen, fortwährend in ihrer Nähe zu blei=

ben und den Zwerg im Schooße zu halten. Wie Irene später erfuhr, war auch das als eine besondere Gunstbezeigung anzusehen. So verlebte das Mädchen sechs volle Tage in wahrer Todesangst. Von ihren Gefährtinnen aber wurde sie sehr beneidet, denn die Frauen des Harems lieben einander nicht, weil sie überhaupt nicht lieben, sondern nur hassen können. Irene sah den Sultan täglich; sein sanftes, freundliches Gesicht flößte ihr unwillkürlich Achtung ein; aber der Gedanke, diesen Mann lieben zu müssen, machte sie schaudern. Der Sultan brachte den größten Theil seiner Zeit mit der Favorite zu; dann und wann ereignete es sich übrigens dennoch, daß er einer oder der andern Odaliske sein Taschentuch zuwarf, und das war immer als ein großes Glück zu betrachten — oder auch Unglück, je nachdem es Eine eben nehmen wollte. Unter den Mädchen war auch eine schöne blonde Italienerin, welche dem Sultan sehr zu gefallen schien; einmal vergaß die schöne Blondine die Augen niederzuschlagen, als sie mit der Sultana sprach. Am folgenden Morgen sah Irene das Mädchen nicht mehr, und als sie sich nach ihm erkundigte, erfuhr sie von ihrer Schlafgefährtin, die arme Italienerin sey erwürgt worden. Oft, sehr oft hörte man nächtlicher Weile vom geheimen Erker des Serails her einen dumpfen Schrei, dann war es, als ob etwas Schweres ins Wasser fiele, und am folgenden Tage fehlte gewöhnlich ein oder das andere bekannte Gesicht im Serail . . . es waren dies lauter übermüthige Sclavinnen, die ihre Freude über die Gunstbezeigungen des Sultans nicht zu verhehlen wußten und dafür ins Wasser wandern mußten . . . Es krähte kein Hahn nach ihnen.«

»Gut, daß Alles dies nur ein Märchen ist!« sagte Janaki zusammenschaudernd.

»Endlich kam das Beiramsfest,« fuhr Gül-Bejaze fort, »den ganzen Tag über donnerten die Kanonen am Bosporus und der Padischah kam Abends ganz müde und matt nach dem Harem. Da faßte die Sultana Irene bei der Hand und spendete sie nebst anderen Geschenken, als da sind: goldgestickte Gewänder, eingesottene Früchte u. s. w. dem Großherrn. Der Großherr blickte sie freundlich an; sie aber zitterte vor ihm, wie das Reh, das in den Käfig des Löwen geworfen wird, und als der Sultan ihre Hand erfaßte, um sie an sich zu ziehen, da betete sie wieder »Heilige Jungfrau Maria« . . . mit einem Male erbleichte das Mädchen, seine Augen schlossen sich und wie todt sank es zu Boden. Aehnliche Scenen waren übrigens im Harem schon öfter vorgekommen; beinahe jedes Mädchen, das dahin gebracht wird, beginnt seine Laufbahn im Harem mit einer Ohnmacht; die Sclavinnen eilten herbei, rieben Irene den Leib mit aromatischem Wasser ein, besprengten ihr das Gesicht mit scharfriechenden Geistern, träufelten ihr Eiswasser in die Herzgrube. — Alles vergebens! Das Mädchen erwachte nicht und blieb bis am folgenden Morgen wie todt an der Stelle liegen, wo sie hingesunken war. Am folgenden Tage ließ sie der Padischah abermals vor sich bringen, sagte ihr allerlei Schmeicheleien, schenkte ihr schöne Kleider, edles Geschmeide, ließ sie mit betäubenden Wohlgerüchen umräuchern, in Ambra baden, ihr aufregende Getränke reichen . . . Alles vergebens! Beim Anrufe der heiligen Jungfrau stockte ihr das Blut in den Adern und leblos sank sie zusammen; so geschah es am zweiten, so auch am dritten Tage. Da gerieth die Favorite-Sultana in unbe-

schreibliche Wuth; das sey nicht Gottes Werk, sagte sie, sondern bloße Verstellung von Seite des Mädchens; Martern, meinte sie, wären gegen eine solche Krankheit das wirksamste Heilmittel. Irene wurde nun zuerst völlig entkleidet auf eine eiskalte Marmorplatte gelegt, — sie zuckte nicht! Dann wurde sie auf ein eisernes Gitter über langsames Kohlenfeuer gelegt; sie rührte sich nicht! Dann holte man rothe Ameisen aus dem Garten und setzte sie ihr auf den Leib; auch die giftigen Bisse dieser Thiere weckten sie nicht! Nun bohrte man ihr spitzige Nadeln zwischen die Nägel — keine Regung! Endlich ergriff die Sultana in höchster Wuth eigenhändig die Peitsche und hieb so lange auf das Mädchen los, bis sie selber müde ward, — die entflohene Seele kehrte nicht wieder!«

»Beim Allah!« rief Halil, mit der Faust auf den Tisch schlagend, »diese Sultana verdiente wohl in einen ledernen Sack genäht und dann in den Bosporus geworfen zu werden.«

»Ereifre Dich nicht! Wie oft soll ich's noch wiederholen, daß ich Euch nur ein Märchen erzähle,« sagte Gül-Bejaze, das Kinn ihres Gatten streichelnd. »Der Sultan befahl endlich, Irene aus dem Harem zu jagen; er wolle nicht fortwährend den lebendigen Tod um sich haben. Nun schenkte die Sultana das Mädchen dem Schwestersohne des Sultans. Der Prinz war ein schöner bleicher Jüngling, eine jener anziehenden Physiognomien, für welche die Frauen so sehr eingenommen sind. Er wurde in einem abgesonderten Theile des Serails gefangen gehalten; obwohl er alles hatte, was er nur wünschte, Pracht, Reichthum, Sclaven, so durfte er dennoch nie das Serail verlassen. Die Sultana führte Irene zu ihm, in der festen Ueberzeugung, der Zauber, von welchem das Mädchen besessen

schien, werde sich an den schönen Augen des Jünglings brechen. Auch der bleiche Prinz war entzückt, als er das Mädchen sah, er bat, er beschwor sie, unter seinem Kusse, in seinen Armen nicht hinzusterben . . . Vergebens! Bei der ersten Berührung sank das Mädchen wieder leblos zusammen und eine Leiche küßte, wer ihre Lippe berührte. Der Prinz stürzte auf sie hin, bat sie unter Thränen, wieder zu sich zu kommen. Sie hörte nicht und antwortete nicht. Endlich erbarmte sich seiner die schöne Sultana, die Thränen, die Bitten, welche die Leblose nicht zu rühren vermochten, erweichten das Herz der Favorite, sie neigte sich zum bleichen Prinzen nieder, umarmte ihn zärtlich, drückte ihn mit inbrünstiger Liebe an den hochklopfenden Busen, Kuß um Kuß auf Lippen und Augen sollten ihn trösten und der Prinz — nahm den Trost an . . . sie genossen einander ungestört, denn es war Niemand zugegen, als das ohnmächtige Mädchen, das für sie so gut wie todt war.«

»Hm, hm!« murmelte der Berber-Baschi. »so erfährt man zufällig allerlei Interessantes.«

»Am folgenden Tage schenkte der bleiche Prinz Irene dem Großvezier. Auch der Großvezier freute sich ob des Geschenkes ungemein, er führte das Mädchen in seine Keller hinab, zeigte ihm drei große Tonnen voll Gold und Edelsteinen; das Alles solle der armen Sclavin gehören, sagte er, wenn sie ihn nur lieben wolle; dann ließ er sie noch eine Menge Juwelen sehen, die er unter dem Dache verborgen hielt; auch diese versprach er ihr, dann bot er ihr seine schönen Paläste an den süßen Gewässern, für jeden Kuß einen Palast!

»Den rothen Hahn auf diese Paläste!« rief Halil ergrimmt.

»Na, na, sey nur vernünftig, mein Sohn!« beschwichtigte ihn Janaki, der erst jetzt zu ahnen anfing, daß Irene mehr als ein bloßes Märchen erzähle; auch der Berber-Baschi spitzte bedeutend die Ohren, als er von den verborgenen Schätzen des Großveziers hörte.

»Aber auch der Anblick der Schätze vermochte Irene nicht zu erweichen. So oft die Hand eines Mannes sie berührte, vergaß sie nie. die heilige Jungfrau anzurufen und das wirkte jedesmal Wunder.«

»Das waren keine Wunder,« sagte Halil sie unterbrechend, »in der Seele jenes Weibes wohnte ein eiserner Wille und der machte es empfindungslos für alle Martern.«

»Endlich beschloß man Irene unter den Sclavinnen am Bazar zum Verkaufe auszustellen und dem Meistbietenden zu überlassen. Da erbarmte sich ihrer ein armer Trödler, der sein ganzes Vermögen hingab, um sie zu kaufen; einen ganzen Monat ließ er seine Sclavin unberührt, und was Martern, was Schätze, was die Gunstbezeigungen großer Herren, was deren heiße Liebesschwüre nicht zu bewirken vermochten, das bewirkte der Edelmuth des schlichten Krämers, sie gewann ihn lieb und stürzt nicht mehr zusammen, wenn seine Lippe ihre Wange berührt.«

Gül-Bejaze umarmte und küßte ihren Gatten und lächelte ihm mit ihren großen glänzenden Augen seelenvoll entgegen.

»Das ist eine prächtige Geschichte,« sagte Mussli, mit der Zunge schnalzend. »Schade, daß sie schon zu Ende ist.«

»O, mein guter Muselmann,« sagte der Berber-Baschi sich rasch erhebend. »Die Geschichte ist noch lange nicht zu Ende; ich will Euch die Fortsetzung zum Besten geben. Nachdem die Odaliske am Bazar verkauft worden, beauf-

tragte der Sultan seinen Berber-Baschi Ali-Kermeß, sich zu erkundigen, was mit dem Mädchen weiter geschehen sey? Und der Berber-Baschi erfuhr, daß das Mädchen jene Ohnmacht nur erheuchelt habe; er bemächtigte sich der schönen Irene und führte sie nach dem Serail zurück, ehe sie noch mit ihrem Gatten eine Nacht zugebracht hatte, denn ich bin Ali-Kermeß und Du bist jene Sclavin Irene oder Gül-Bejaze, die so meisterhaft die Todte spielen kann.«

Alle fuhren entsetzt in die Höhe, nur Janaki nicht; er sank vielmehr vor dem Berber-Baschi auf die Kniee, umschlang ihn in höchster Verzweiflung und beschwor den edlen Barbier, Alles, was seine Tochter erzählte, so zu betrachten, als ob er's gar nicht gehört hätte!

»Wir sind verloren!« stammelte Gül-Bejaze, plötzlich aus dem Taumel erwachend, in den sie Wein und Liebe versenkt hatten.

Janaki flehte, Mussli fluchte, nur Halil sprach kein Wort. Fest und innig hielt er sein Weib umschlungen und war bereit sich eher den Arm abschlagen zu lassen, als daß er sie dem Häscher Preis gäbe.

Janaki versprach Ali Kermeß ungeheure Summen Geldes, unermeßliche Schätze, wenn er das Gehörte für sich behalten und Irene bei ihrem Gatten lassen wollte.

»Deine Schätze nehme ich, aber deine Tochter auch. Ihr Alle, die Ihr in diesem Hause athmet, seyd Kinder des Todes, — diese Sclavin hat Euch zu Mitwissern von Geheimnissen gemacht, die nur im Grabe sicher bewahrt sind. Darum befehle ich Dir, Gül-Bejaze, deinen Schleier zu nehmen und mir zu folgen; Ihr Andern aber bleibet hier, bis die Debedschis mit der Seidenschnur Euch holen kommen.«

Nach diesen Worten versetzte er Janaki einen Fußtritt,

daß dieser seitwärts hintaumelte, dann trat er zu dem Mädchen und erfaßte dessen Hand. Halil hielt sein Weib noch immer umschlungen.

»Komm, komm!«

»Heilige Jungfrau Maria!« stammelte das Mädchen zitternd.

»Deine Heilige hat keine Macht mehr über Dich, seit die Lippe eines Mannes Dich berührt, — komm!«

Erst jetzt begann Halil zu sprechen.

»Laß mein Weib in Ruhe, Ali Kermeß,« sagte er in dumpfem, traurigem Tone.

»Schweige, Hund! Ehe eine Stunde vergeht, hängst Du vor deiner Thür.«

»Ich bitte Dich nochmals, Ali Kermeß, laß mein Weib los.«

Statt aller Antwort stemmte der Barbier den einen Arm gegen Halil's Brust, während er mit dem andern das Weib seinen Armen zu entreißen suchte.

Da versetzte Halil dem Berber-Baschi mit der Faust einen so gewichtigen Schlag an die Schläfe, daß dieser lautlos zusammensank.

»Was hast Du gethan?« rief Janaki entsetzt, »Du hast den Berber-Baschi des Sultans erschlagen.«

»Ja . . . ich glaube wohl, ich werde ihn erschlageni haben,« antwortete Halil ruhig.

Musszli sprang zum Leibbarbier hin, betastete ihn und wendete ihn dann mit dem Gesichte gegen das Feuer.

»Na, der ist todt, mausetodt . . . Hm, Halil, das war ein superber Streich! Beim Propheten, einen solchen Schlag bekömmt man nicht alle Tage zu sehen, — mit bloßer Hand Jemanden so zu tractiren; wenn ihn eine Ka-

nonenkugel mitten auseinander gerissen hätte, er hätte nicht schneller sterben können.«

»Was fangen wir aber jetzt an?« fragte Janaki bestürzt, »der Sultan wird seinen Barbier suchen lassen; man weiß vermuthlich, daß er sich verkleidet hierher begeben hat, die ganze Geschichte kommt dann ans Tageslicht . . .«

»Seid unbesorgt,« entgegnete Mussli, »da ist leicht zu helfen; ehe die Sache ruchbar wird, eilen wir nach dem Etmeidanplatze und lassen uns unter die Janitscharen einreihen; dort sollen sie uns dann suchen, dort sind wir am sichersten. Im vergangenen Jahre haben wir das am besten gesehen. Der Rebelle Dschesir Chan, den der Sultan selbst in auswärtigen Ländern unabläßig verfolgen ließ, verfiel zuletzt auf den Gedanken, sich unter die Janitscharen einreihen zu lassen und von diesem Augenblicke an war er hier in Stambul gegen die seidene Schnur mehr gesichert, als früher auf Rhodos. Wir Alle werden Janitscharen, ich, Du und auch Janaki.«

Janaki protestirte feierlichst gegen diesen Vorschlag.

»Geht Ihr nur in Gottes Namen, ich fliehe mit meiner Tochter nach Tenedos und erwarte dort von Euch weitere Nachrichten. Den einen Schlauch mit Pflaumen nehme ich mit, den andern vertheilet Ihr unter die Janitscharen, damit sie Euch freundlicher aufnehmen.«

Unter Thränen umarmte und küßte Halil sein Weib; es war ihnen für den Abschied nicht viel Zeit gegönnt, denn die Häscher, welche den Leibbarbier begleitet hatten, wurden durch das lange Ausbleiben ihres Herrn bereits ziemlich beunruhigt und begannen vor dem Hause immer lauter zu poltern.

»Schnell, schnell, nicht viel geküßt,« drängte Mussli, den einen Schlauch auf die Schulter ladend.

Halil drückte noch einen langen Kuß auf Gül-Bejazes Stirne.

»Beim Propheten! bald sehen wir uns wieder!«

Damit trennten sich die vier Schicksalsgefährten.

Mussli führte den Griechen und dessen Tochter durch die langen Keller, welche sich unter den Häusern hinzogen. Halil kletterte über die Dächer und nach einer Viertelstunde gelangten Beide gleichzeitig auf den Etmeidanplatz.

V.

Das Feldlager.

Welch Lärmen und Wogen in den Straßen von Stambul! Was drängt sich das Volk schaarenweise nach den Gestaden des goldenen Hornes hin? Jung und Alt stürmen, Begeisterung im Blicke, vorwärts, — Gruppen von zehn, zwanzig Personen bilden sich in jeder Straße und erzählen einander das Geschehene; am Etmeidan, vor dem Serail und den Thoren der Moscheen stehen dichtgedrängte Volkshaufen und geleiten von Straße zu Straße den Dülbendar, der, mit der Fahne in der Hand, unter Trompetenschall allen Rechtgläubigen kund und zu wissen gibt, daß Sultan Achmet III. dem Schach Tamasip den Krieg erklärt habe.

Allenthalben begeisterte, kriegerische Zurufe!

Von Zeit zu Zeit zieht eine Truppe Janitscharen oder ein Fähnlein berittener Arnauten oder eine schwere mit Büffeln bespannte Kanone durch die Straßen; Tausende von Menschen folgen ihnen auf der Straße von Skutari, wo das Lager bereits errichtet ist.

Endlich, endlich war der Sultan der vielen Festlichkeiten und Illuminationen satt geworden, und nachdem er die Aussteckung der Prophetenfahne unter allerlei Vorwänden zuerst vom 18. Szafer auf den ersten Tag des Monats Rebbi ul evel, dann wieder auf den zehnten Tag nach dem Geburtstage des Propheten verschoben hatte, brach endlich der längst verheißene, längst ersehnte Tag an; das Heer versammelte sich unterhalb Skutari und harrte nur noch der Ankunft des Sultans, um sich sogleich einzuschiffen und dem hart bedrängten Küprilizade zu Hilfe zu eilen.

Der ganze Bosporus glich einem lebendigen Walde von Masten und Segeln, tausend und tausend bunte Fahnen flatterten lustig in die Luft hinaus; die ungeheuern Dreidecker mit ihren zahllosen Rudern schienen, hundertäugigen Seeungeheuern gleich, mit hundert Füßen über den Wasserspiegel hinzugleiten und die Fronte der nach dem Bosporus hinab blickenden Paläste gibt jeden Kanonenschuß unzählige Male wieder.

Längs der Gestade wimmelt es von Bewaffneten; die Sonne spiegelt sich in tausend und tausend Säbeln und Streitärten, bunte Zelte bedecken den ganzen grünen Platz, ein weißes für den obersten Mufti, ein lichtgrünes für die Veziere, ein scharlachfarbes für die Kiajas, dunkelblaue für die Emirs, die Richter von Mekka, Medina und Stambul, lilafarbene für die Ulemas, lichtblaue für die Müderris, lazurblaue für die Tschauß Agas und ein dunkelgrünes für den Mir Alam, den Träger der heiligen Fahne *); über alle hinaus aber ragte das Zelt des Padischah auf dem allerhöchsten Hügel gelegen, mit goldgestickten Sammtvor-

*) Hammer-Purgstall: Geschichte des osmanischen Reiches.

hängen geschmückt, vor denen am Eingange die zweifachen und dreifachen Roßschweife hingen.

Am vergangenen Abende war von dem ganzen Feldlager noch keine Spur zu sehen, die Nacht über wurden die Zelte geschlagen, und am Morgen stand Alles fertig, als ob es durch einen Zauber aus der Erde gewachsen wäre.

In der Ebene standen die Spahis, die schönste schmuckeste Reitertruppe der Armee, längs des Ufers und an den Hügeln die Topidschis mit ihren Kanonen, an den beiden Flügeln die Arnauten, Tartaren und Drusen von Horan; in der Mitte endlich die Crême der Armee, — die stolzen Janitscharen.

Sie schienen es aber auch zu wissen, daß sie die schönsten und besten aller Truppen seyen; Leute einer andern Heeresabtheilung durften sich ihnen nicht einmal nähern, geschweige denn sich unter sie mischen: nur hie und da gestatteten sie einem Deli (Besessenen) sich in seiner fanatischen Verzückung mitten unter ihnen herumzutreiben.

Das ganze Heer ist von Kampflust begeistert und wenn man von Zeit zu Zeit donnerndes Beifallsrauschen, den enthusiastischen Ruf ganzer Truppenkörper vernimmt, so kann man versichert seyn, es sey so eben die Kriegserklärung vorgelesen worden, — während die Flotte ihrem Jubel in betäubendem Kanonendonner Luft macht.

Sultan Achmet hatte unterdessen sein Morgengebet beendet, welches er Tag für Tag zu verrichten pflegte.

Die vergangene Nacht hatte er nicht im Harem zugebracht, sondern einem Kriegsrathe seiner Veziere in jenem geheimen Gemache des Divans, das an seiner goldenen Kuppel kenntlich ist, beigewohnt. Außer ihm und den Veziere kannte Niemand das Resultat dieser Berathung; aber als

er aus seiner Betstube trat, harrte seiner bereits der Kislar Aga und überreichte ihm einen goldenen Siegelring.

»Großmächtigster Padischah! Die reizendste der Frauen sendet Dir diesen Ring. Du weißt wohl, daß unter dem Steine dieses Ringes tödtliches Gift verborgen war, jetzt ist es nicht mehr darin . . . die Sultana entbietet Dir ihren zärtlichsten Gruß und wünscht Dir Glück zum Kriege. Heil Dir, Heil! Schützende Engel mögen alle deine Schritte geleiten. Die Sultana hat sich in ihr geheimes Gemach verschlossen . . . in dem Augenblicke, wo Du das Serail verläßt, nimmt sie das Gift, weil sie sterben will. Der Tod ist ihr süßer als ein Leben ohne Dich.«

Die Miene des Sultans verfinsterte sich plötzlich.

»Warum betrübst Du mich mit solchen Reden?«

»Ich gebe nur die Worte der Sultana wieder, mächtigster Padischah. Sie sagt, wenn Du jetzt in den Kampf ziehst, würdest Du nie wieder kehren und sie will nicht Sclavin jenes Herrschers werden, der nach Dir den Thron besteigt.«

»Was Du mir da sagst, stimmt mich sehr, sehr traurig.«

»Meine eigene Zunge möge meine Lippen verwünschen, meine eigenen Zähne diese Zunge abbeißen, daß ich solches sagen konnte, aber ich gehorchte nur dem Befehle der Sultana.«

»Eile zurück zu ihr und sage ihr: sie möge hierher kommen.«

»Das wäre ihr Tod, — lebend verläßt sie ihr Gemach nicht.«

Der Sultan dachte einen Augenblick nach, dann fragte er schwermüthig:

»Dein Haus steht in Flammen, deine Geliebte ist darin — würdest Du früher den Brand löschen oder deine Geliebte retten?«

»Zum Löschen ist's noch immer Zeit; ich rettete zuerst die Geliebte.«

»Du hast Recht . . . Was bedeuten diese Kanonenschüsse?«

»Es sind die Salven der Flotte.«

»Hört man sie bis nach dem Serail hinüber?«

»Dort übertäubt sie der Gesang.«

»Nun so führe mich zu Aldschalis; sie darf nicht sterben. Was soll mir der Himmel ohne Sonne, was die Erde, wenn sie ihre schönste Zierde verliert? . . . Eile voraus und verkünde ihr, daß ich in ihre Arme fliege.«

Der Kislar Aga eilte fort; Achmet aber flüsterte sich selbst zu:

»Nur noch eine Secunde, nur noch einen Augenblick, nur so lange ein heißer Kuß währt, nur eine Stunde, nur eine Nacht, nur einen süßen Traum noch . . . dann bleibt noch immer Zeit genug nach dem eisigkalten Schlachtfelde hinauszustürmen.«

Damit eilte er nach dem Harem.

Dort saß die Sultana mit aufgelöstem Haar, ohne Schmuck, ohne Prachtgewänder, im einfachen grauen Trauerkleide; vor ihr stand auf dem Tische eine kleine Phiole mit einer durchsichtigen, blauen Flüssigkeit; am Boden lagen rings ihre Sclavinnen umher und rissen mit den Nägeln die Rosenbeete ihrer Wangen, den Schnee ihrer Brüste auf.

Der Padischah näherte sich der Sultana und umarmte sie zärtlich.

»Warum willst Du vor mir sterben, Du meine Welt, mein Leben?«

Die Sultana bedeckte ihr Antlitz mit den Händen.

»Kann die Rose blühen im Winterfroste? Und sinken nicht die Blätter, wenn der frostige Hauch des Herbstes sie anweht?«

»Was sprichst Du vom Winter? Der Frost, der Dich welken macht, ist noch lange nicht gekommen.«

»O Achmet, wenn der Stern eines Menschen untersinkt, fragt man nicht, ob er jung, ob er schön, ob ihm das Leben gefällt. Maschallah! Er ist dem Tode verfallen. Mein Stern leuchtet in deinem Auge; wenn es sich von mir wendet, will ich, muß ich sterben.«

»Und wer sagte Dir, daß sich mein Auge von Dir wendet?«

»O Achmet! sagt uns der Wind: ich bin kalt? Und doch fühlen wir seinen erstarrenden Hauch. Dein Herz ist weit, weit weg von mir, wenn Du mir gleich noch nahe bist. Aber mein Herz geleitet Dich auch nach der Ferne; überall allüberall bin ich Dir nahe; Du bist mir ferne, wenn Du gleich an meiner Seite ruhst; das ist Achmet nicht mehr, der jetzt mit mir spricht: es ist nur Achmet's Leib, sein Geist aber weilt anderwärts, er schweift über blutige Schlachtfelder, wo die kalten Waffen blinken; er glaubt sich von seinen Fahnen, von seinen Waffen, von seinen Kanonen mehr geliebt als von seiner armen, verlassenen, vergessenen Aldschaliß.«

In diesem Augenblicke erdröhnte der Donner einer ganzen Breitseite.

»Hörst Du, wie sie Dich rufen! ihre Stimme ist stärker als die deiner Aldschaliß; geh, folge ihrem Rufe; geh,

wohin sie Dir winken, Aldschaliß's Stimme vermag sich mit ihnen nicht zu messen. Was ist meine Stimme? Ein schwacher, ohnmächtiger Hauch . . . Geh, ich werde Dich auch dort umschweben. Und wenn Dich die bunten Fahnen auf dem Felde des Sieges umflattern, so denke, Du sähest das wehende Haar deiner Aldschaliß vor Dir, die ihre Seele von den Banden des Körpers erlösete, um Dir überall hin folgen zu können.«

»O sprich nicht so, sprich nicht so zu mir!« flüsterte der zärtliche Sultan, das liebe, theure Wesen fester in die Arme drückend und seine Lippen an die ihren pressend, als ob er die Seele dieses Weibes festbannen wollte, damit sie nicht entweiche.

Nun mochten die Kanonen draußen am Bosporus noch so laut erdröhnen, die Csauße die Kriegserklärung unter Posaunenschall noch so lärmend verkünden, und das Heer in der Ebene von Skutari noch so sehnsüchtig harren . . . Sultan Achmet war in Aldschaliß's Armen viel zu selig, um daran zu denken, daß er jetzt die Fahne des Propheten erfassen und eine blutdürstige Schaar nach dem Schlachtfelde zu führen habe.

Die Odalisken griffen rasch nach ihren Lauten und Mandolinen, feenhafter Gesang umrauschte das glückliche Fürstenpaar, während draußen die schweren Kanonen durch die Straßen von Stambul polterten und die Menge mit unzügelbarem Fanatismus zum Kampfe gegen die Schiiten rief.

Unterdessen ging es an den Kochkesseln des ersten Janitscharenregiments ziemlich laut her. Diese Kessel spielten von jeher eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Janitscharen; um sie schaarten sich die wilden Kumpane, wenn

sie Krieg oder Brandschatzung verlangten, wenn sie den Kopf eines ihnen verhaßten Paschas forderten, wenn sie die Fahne des Propheten ausgesteckt sehen wollten, und diese Kessel waren wenigstens in so ferne furchtbar, als die in die Enge getriebenen Veziere oder Padischahs dieselben gewöhnlich mit Gold oder — mit ihrem eigenen Blute füllen mußten.

So steht nun eben eine lärmende Janitscharentruppe — darunter auch Mussli und Halil Patrona — an einem solchen Kochkessel, der auf einem hohen eisernen Dreifuße ruht. Mussli und Halil tragen bereits beide die Janitscharentracht, runde Turbane mit schwarzen Reiherbüschen (weiße durften nur die Anführer tragen) und kurze Pluderhosen, welche nur bis auf das Knie reichten und den unteren Theil der Beine nackt ließen. In Halil würde wohl Niemand den ehemaligen Krämer erkennen; sein muthiger, entschlossener Blick, seine entschiedene Sprache und seine Freigebigkeit mit dem von Janaki erhaltenen Gelde hatten ihn rasch zum Liebling seiner Cameraden gemacht. Mussli ist noch immer sternhagelbetrunken, mit verzweifelter Selbstaufopferung hatte er die ganze Nacht über mit allen seinen alten Cameraden auf die Gesundheit der neuen gezecht; endlich wird er so frech, daß er sich vor das Zelt des Janitscharen-Aga hinstellt und ganz laut ruft, wenn der Herr Hassan wirklich ein so tapferer Mann sey, so möge er aus dem Zelte herauskriechen, statt den ganzen Tag über auf der Bärenhaut zu liegen und könne, oder wolle er's nicht, so möge er seinen weißen Reiherbusch an Halil Patrona abgeben, der werde die Truppe schon gegen den Feind zu führen wissen.

Der Janitscharen-Aga hört das Alles recht gut, er hört aber auch, daß die vor seinem Zelte stehenden Janit-

scharen jene Expectorationen mit beifälligem Lachen aufnehmen; er thut daher, als ob er kein Wort gehört hätte.

Unterdessen nähert sich eine Truppe berittener Esauße dem Kochkessel des ersten Janitscharenregimentes; in dem Führer der Reitertruppe erkennen wir sogleich unseren Halil Pelivan, durchgebläuten Andenkens. Allah hatte ihn unter seine Fittige genommen, daß er zum Esaußführer avancirte.

Der Riese hielt mitten unter den Janitscharen und rief mit donnernder Stimme:

»Welcher von Euch gemeinen Janitscharen heißt Halil Patrona?«

Patrona trat vor.

»Ich meine, mein lieber Pelivan, Du brauchst dein Gedächtniß gerade nicht sehr anzustrengen, um mich wieder zu erkennen«

»Wo ist dein Camerad, Mussli?«

»Nenne mich gnädiger Herr, Hund von einem Esauß,« brüllte Mussli, »weißt Du nicht, daß wir hier lauter gnädige Herren sind? So lange Du Janitschar gewesen, warst Du's auch, jetzt bist Du nur ein Hund von einem Esauß. Was suchst Du in Begtasch's Blumengarten?«

»Das Unkraut! Ihr beide werdet aneinander gebunden und folget mir auf der Stelle.«

»Da seht nur, Ihr lieben Freunde,« sagte Mussli zu seinen Cameraden, »der Mann ist ja besoffen, sternhagelbesoffen; er kann nicht einmal recht auf den Füßen stehen. Wie kannst Du Dich unterstehen zu glauben, daß zwei Janitscharen, zwei Blumen aus Begtasch's herrlichem Garten, Dir folgen werden, während hier unsere Fahnen wehen?«

»Der Kapu Kiaja hat mir befohlen Euch zu ihm zu bringen.«

»Was Du da wieder zusammenschwätzest! Wenn er was von uns will, so möge er zu uns kommen. Nicht wahr, Cameraden? habe ich nicht Recht? Es ist Schuldigkeit des Kapu Kiaja hier bei uns auf dem Schlachtfelde, im Lager zu seyn, nicht daß wir dorthin gehen, wo er ist... Habe ich nicht Recht? Er soll nur herkommen!«

Allgemeines Beifallsgebrüll folgte diesen Worten. Wo hat man je gehört, daß ein Janitschar aus dem Lager weggeführt wurde? Wer etwas von ihm wolle, der möge zu ihm kommen.

Pelivan vermochte seine Wuth kaum mehr zu bemeistern.

»Ihr beide seyd Mörder — Ihr habt den Berber-Baschi des Sultans erschlagen.«

Diese Worte wurden mit schallendem Gelächter aufgenommen; Mussli hatte die Geschichte bereits Jedermann erzählt und mit hunderterlei Variationen geschildert, wie Halil den Ali Kermeß mit einem Fauststreiche erschlagen, wie diesem mit einem Male das Kinn herunter geschnappt, wie er in einem Nu zusammenknickte, und die Herren Janitscharen hatten alles dies höchst komisch gefunden.

»Gibt's denn nicht noch mehr Barbiere in Stambul, daß Ihr um des einen Bartscheerers willen so viel Aufhebens macht?«

»Welch eine Beleidigung! für einen Barbier zwei Janitscharen zu fordern.«

»Daß Du sammt deinem Kapu Kiaja im Paradiese doch nie etwas anderes zu thun hättest, als Bärte zu scheeren.«

Endlich trat Patrona vor und bat seine Cameraden ihm das Wort zu lassen.

»Höre einmal, Pelivan. Ich weiß recht gut, daß Du mein Feind bist; kannst es auch seyn, ich mache mir nichts daraus. Ich antworte Dir auch nicht etwa, um mich zu entschuldigen, sondern blos damit Du deinem Kapu Kiaja, wenn Du zu ihm zurückkommst, eine vernünftige Antwort ertheilen kannst, was Du mit deinem eigenen Schädel nicht zusammenbrächtest. Ja ich, ich allein habe Ali Kermeß erschlagen; es hat mir Niemand dabei geholfen. Dann ging ich unter die Janitscharen und stehe nun da, mein Leben in Allah's Hand befehlend, der mich sterben lassen wird, wenn er Leben für Leben nehmen will. Ich bin zum Sterben bereit und werde noch im Verenden seinen heiligen Namen preisen, — sein Wille geschehe! Darum möge sich auch der Kapu Kiaja und alle jene hohen Herren, welche im Schatten des Padischah ruhen, mit dem Schwerte umgürten und endlich einmal zu uns herauskommen! Ich und meine Cameraden, wir alle, die wir Janitscharen heißen, sind bereit, auf einen Wink von ihnen am Schlachtfelde unser Leben auszuhauchen, aber es ist Keiner, Keiner unter uns, der vor dem Henker das Knie beugt!«

Rauschender Beifall des ganzen Regimentes folgte diesen mit volltönender Stimme gesprochenen Worten, während Mussli gleichfalls hie und da ein paar Worte dazwischen schrie, die aber in dem allgemeinen Lärm untergingen.

»Und dann sage deinem Herrn, deinem Kiaja, deinem alten Großvezier und dem langbärtigen Mufti, wenn sie die Fahne des Propheten und den Sultan nicht noch heute hierher zu uns ins Lager bringen, so wird keiner von ihnen mehr einen Barbier brauchen, sie müßten sich denn in Ermanglung der Köpfe die Fußsohlen rasiren lassen.«

Pelivan sah seinem Gegner fortwährend starr ins Auge;

es leuchtete so viel höhnische Schadenfreude aus dem Blicke des Csauß, daß Halil Patrona unwillkührlich nach dem Schwerte griff.

»Du kannst ganz beruhigt seyn, Patrona,« sagte Pelivan endlich. »Gül=Bejaze wird nicht mehr in das Serail kommen; sie ist auf der Flucht sammt deinem sauberen Schwiegerpapa aufgegriffen worden, der ungläubige Fleischhauer wurde in den Kerker der gemeinen Verbrecher geworfen; jene Weibsperson aber, die Du deine Gattin nennst, in das Gefängniß jener ehrlosen Dirnen gesteckt, welche der Sultan aus allen Theilen des Reiches zusammen treiben läßt, damit sie ihm die Sitten seiner Muselmänner nicht verderben. — Dort ist sie jetzt!«

Gleich dem gereizten Tieger, der plötzlich die Wand seines Käfigs durchstößt, brach Patrona aus den Reihen seiner Cameraden hervor, der Säbel blitzte in seiner Faust; wehe Pelivan, und wenn er auch noch einmal so groß wäre! Aber der Csaußführer gab seinem Pferde rasch die Sporen und sprengte vor dem wüthenden Patrona lachend davon. Als er bereits ziemlich weit entfernt war, wandte er sich nochmals mit einem höhnischen Rufe nach den Janitscharen um; fünf oder sechs von ihnen stürzten dem Csauß und seinen Begleitern nach.

»Ha, der höhnt uns noch!« rief Mußzli.

Die Janitscharen aber, welche sahen, daß sie ihre Gegner zu Fuß nicht ereilen konnten, rannten zur nächststehenden Batterie, nahmen den Artilleristen mit Gewalt einen Mörser weg, luden ihn so gut sie konnten und schickten die Ladung den fliehenden Reitern nach; die Kugel flog sausend über ihre Köpfe weg, fiel in bedeutender Entfernung mitten in ein Wachfeuer, an welchem sich eben ein paar

gutmüthige Bosniaken wärmten, und schleuderte ihnen Kohlen und Asche in's Gesicht; von da fuhr sie wieder in die Höhe und durchlöcherte das Zelt des Bostandschi-Baschi, an welchem sie zwei Scheiben einschlug, dann fuhr sie zum Schrecken der umherlagernden Truppen noch einige Male auf und nieder, rollte dann in behendem Laufe am Boden fort bis in den Laden eines Schnapshändlers, wo sie eine Menge Flaschen und Gläser zertrümmerte.

Von hier holte sich nun Pelivan die Kugel, trug sie zum Kiaja und erzählte ihm, was ihm die Janitscharen sagen ließen. »Und das hier,« sagte er auf den Zwölfpfünder deutend, »sind die Gründe, mit denen sie uns beweisen, daß sie Recht haben.«

Pelivan erwartete, der Kiaja werde über alles das in einen ganz entsetzlichen Zorn ausbrechen und das ganze Janitscharenregiment mindestens decimiren lassen, aber statt des Zornes war am Kiaja nichts als eine namenlose Angst zu bemerken. In den dreisten Antworten der Janitscharen sah er bereits die Vorboten der offenen Empörung, und eilte daher augenblicklich mit dem Zwölfpfünder zum Großvezier.

Nachdem Ibrahim alles angehört hatte, legte er die Kugel in ein mit Sammt überzogenes Kistchen und trug es ins Serail; dort ließ er sich den Kislar Aga rufen, gab ihm das Kistchen und befahl ihm, dasselbe dem Sultan zu überreichen.

»Die Armee sendet dies Geschenk dem mächtigsten Padischah; es ist ein Schatz, der keinen Werth besitzt, so lange wir ihn bei uns haben, — er wird erst werthvoll, wenn wir ihn ausgeben — verderblich, wenn man uns damit bezahlt. Sage dem mächtigsten Sultan, wenn ihm die eine

Portion zu wenig ist, so werde ihm die Armee deren noch mehr senden, aber dann weder mich noch Dich zum Ueberbringer wählen.«

Der Kislar Aga wußte nicht, was in dem Kistchen sey und trug es nach dem Lustsaale, wo er es mit den ihm aufgetragenen Worten dem Sultan einhändigte.

Der Sultan eröffnete das Kistchen in Gegenwart seiner Favorite . . . als er darin die schwere Kanonenkugel sah, verstand er den Sinn von Ibrahim's Worten und das betrübte ihn bis tief in die innerste Seele hinein.

Er war so gut, so sanft gegen Jedermann, that Niemanden wehe und ihn betrübte ein Jeder, man beneidete ihn um seine stillen Freuden und gönnte ihm selbst in diesem wonnigen Asyl keine Ruhe.

Er umarmte und küßte die schöne Sultana.

»So stirb denn, meine schöne Blume,« flüsterte er mit Thränen in den Augen, »stirb und vergehe, wenn Du kannst, damit mein Herz wenigstens keinen Gegenstand mehr habe, nach dem es sich noch zurücksehnen könnte.«

Verzweifelt warf sich ihm die Sultana zu Füßen, umschlang mit ihren weißen Armen seine Kniee und bat ihn schluchzend, er möge nur heute nicht fort, nur heute möge er nicht ins Lager ziehen, bis die bösen Träume vorüber seyen, von welchen sie die vergangene Nacht geängstigt worden.

Aber der Sultan konnte nicht länger bleiben; vergebens war das Weinen und Verzweifeln, er mußte fort! Nur einen Augenblick schwankte er noch, einen Augenblick regte sich in ihm der Gedanke, ob er denn ein Spielzeug in der Hand seiner Armee sey, ob er nicht ein Schwert an der Seite habe, um damit die Köpfe abzuschlagen, die sich wider ihn erheben? Aber schon im nächsten Momente hatte

er sich von diesem Gedanken wieder losgerungen, weil er wohl einsah, daß er nicht im Stande wäre, ihn auszuführen; es müßten sonst viele, sehr viele sterben und so ist's am Ende denn doch besser, wenn e r gehorcht.

»Du aber stirb, edle Lilie,« flüsterte er der Sultana zu, welche ihn bis an die Thüre des Harems geleitete; dort lösete er sanft ihre Arme von seinen Schultern und eilte nach dem Conferenzsaale.

Die Sultana aber starb keineswegs, sondern eilte durch einen geheimen Corridor zum bleichen Prinzen, in dessen Armen sie Trost suchte und — fand.

»Der Sultan ließ sich nicht bereden,« sagte sie zum bleichen Prinzen, der sie zärtlich umschlungen hielt, »er geht ins Lager. Wenn ich ihn nur noch einen Tag zurückhalten könnte, so bricht der Aufstand gegen ihn los . . . dann ist's um seinen Thron geschehen und Du bist sein Nachfolger.«

»Gräme Dich nicht; wir können vielleicht noch Zeit gewinnen; lasse ihm durch den Kislar Aga sagen, er möge den K o r a n s t i c h nicht vergessen.«

Der Kislar Aga wurde augenblicklich nach dem Conferenzsaale geschickt.

Dort fand er den Sultan im Rathe mit dem Großvezier, dem Kapudan Pascha, dem Kiaja, dem Obermufti und dem Scheik der Aja Sofia, welcher den Schilihdar so eben beauftragt hatte, sich mit dem Schwerte Mohamets zu umgürten.

»Größter, mächtigster Padischah,« sagte der Kislar Aga sich zu Boden werfend, »die Sultana läßt Dich durch mich erinnern, Du mögest, ehe Du einen Entschluß fassest, durch den »Koranstich« Allah um Rath befragen, so wie

es alle deine Ahnen thaten, wenn sie zwischen Frieden oder Krieg wählen mußten.«

»Ganz recht,« erwiederte Achmet und befahl dem Mufti, den Alkoran herbei zu holen, in welchem die Sultane Rath für die Gegenwart und einen Wink über ihr künftiges Schicksal suchten, indem sie mit einer Nadel die Blätter des Buches durchstachen; die durchstochene Zeile der untersten Seite sollte jenen guten Rath enthalten.*)

Auf jedem Tische des Conferenzsaales stand ein Alkoran, mithin deren vierzehn in dem einen Zimmer. Die Deckel des einen waren mit Diamanten geziert; diesen holte der Mufti herbei und übergab ihn sammt der Nadel dem Sultan, damit dieser der heiligen Sitte gemäß verfahre.

Ibrahim betrachtete unterdessen voll Unruhe die drei prächtigen Uhren, welche nebeneinander aufgestellt waren; alle drei zeigten bereits drei Viertel auf Zwölf und dennoch verlor man mit der langwierigen Ceremonie so viel Zeit!

Der Sultan schlug den Alkoran auf und durchstach einige Blätter; die Zeile des untersten Blattes, durch welche der Stich gegangen war, lautete:

»Das Schwert wendet sich stets gegen den, der sich vor ihm fürchtet. Besser ist das rostige Schwert in der Hand als das glänzende in der Scheide.«

»La illah il Allah! der Name des Herrn sey gepriesen,« rief Achmet, sich herabneigend und jene Zeile des Alkorans küssend. »Führt meine Pferde vor, Gott will es so!«

Der Kislar Aga eilte fort und berichtete der Sultana und dem bleichen Prinzen, was er im Conferenzsaale gehört und gesehen.

*) Hammer-Purgstall: Gesch. d. osm. Reiches.

Der »Koranstich« war also zu ihrem Nachtheile ausgefallen.

»Geh noch einmal zum Sultan,« befahl Aldschaliß dem Kislar Aga, »und erinnere ihn, sich ohne den Sieges-Surem nicht in den Kampf zu begeben.

Der Kislar Aga traf den Sultan noch im Conferenzsaale und erinnerte ihn an den Surem.

Der Surem ist ein Gebet, welches der Oberimam in der Moschee zu sprechen pflegt, ehe sich der Sultan persönlich in die Schlacht begibt; der hohe Priester erfleht darin den Segen des Himmels für die Waffen der Rechtgläubigen.

Da die Zeit drängte, wurde das Gebet diesmal nicht in der Aja Sofia, sondern in der Hausmoschee des Serails verrichtet. Der Scheik Ispirisade verlas den Surem, aber so langsam, so gedehnt, als ob er die Abreise des Sultans absichtlich verzögern wollte. Als das Gebet zu Ende war, verkündeten sämmtliche Uhren des Serails die zwölfte Stunde.

Ibrahim drängte den Sultan, so eilends als möglich das bereit stehende Schiff zu besteigen, welches ihn sammt den Prinzen nach Scutari bringen sollte, aber am Fuße der Treppe, vor dem äußeren Hofe des Serails, wo die Pferde des Sultans standen, welche ihn durch den Gartenkiosk an das Meeresufer bringen sollten, vertrat ihm der Kislar Aga abermals den Weg, warf sich vor seinem Gebieter auf die Erde und rief, die Zügel des Pferdes erfassend:

»O Herr, laß mich von den Hufen deiner Rosse zertreten, aber höre mich früher an! Es ist Mittag vorüber und was in den Nachmittagsstunden begonnen wird, nimmt immer einen unglücklichen Ausgang! Der echte Muselmann, der auf Allahs Segen für sein Vorhaben rechnen will, un-

ternimmt nichts, wenn die zwölfte Stunde vorüber ist ... Du kannst deine Rosse antreiben, daß sie über meine Leiche dahinbrausen, aber Du mögest wenigstens nicht sagen können, es habe sich Niemand gefunden, der Dich vor der Gefahr zu warnen den Muth hatte.«

Die Gemüthsrichtung Achmets III. war von jeher eine schwärmerische, überspannte gewesen; Glaube, Liebe, Hoffnung, welche jedem Anderen Kraft und Ausdauer verleihen, entarteten bei ihm in Aberglauben, Leichtsinn, Genußsucht, und schwächten sein Herz wie seinen Geist.

Bei den Worten des Kislar Aga zog er rasch den Fuß vom Steigbügel zurück und sagte in entschiedenem Tone:

»Wir gehen erst morgen.«

Ibrahim war in Verzweiflung über dieses neuerliche Schwanken; er flüsterte Ismael Aga einige Worte ins Ohr, dieser schwang sich, sobald der Sultan die Treppe wieder hinaufgeschritten war, auf sein Pferd und sprengte im Galopp nach Scutari.

Unterdessen bemühten sich der Großvezier und der Mufti den Sultan im Conferenzsale zurückzuhalten.

Nach drei Viertel Stunden war Ismail Aga wieder zurück, und trat, mit Schweiß und Staub bedeckt, vor den Sultan.

»Mächtigster Padischah! Ich komme aus dem Lager; seit dem frühesten Morgen ist Alles auf den Beinen und harret Deiner. Wenn Du bis Abends nicht im Lager bist, so bleibt, so wahr ein Gott lebt, die Armee nicht in Scutari, sondern kommt zu Dir nach Stambul herein!«

Das war ein furchtbares Wort; die Armee in Stambul!

Achmet III. verstand nur zu gut, was das sagen wollte, er erinnerte sich nur zu gut daran, was die Armee dreiundzwanzig Jahre früher seinem Vorgänger, dem Sultan Mustapha, sagen ließ, der seinen Harem in Adrianopel nicht verlassen wollte: »Und wenn Du todt wärest, so könntest Du selbst als Todter binnen zwei Tagen bei uns seyn;« er wußte nur zu gut, was darauf folgte, der Sultan wurde vom Throne gestürzt, dann betrat er, Achmet, diesen Thron, und nun drohte ihm dieselbe Gefahr, welche seinen Ahnherrn ins Verderben gestürzt hatte.

»Mashallah! der Wille des Herrn geschehe!« sagte endlich Achmet, küßte das Schwert Mohammed's und nach einer Viertelstunde ging er, die Fahne des Propheten vor sich hertragen lassend, zu Schiffe.

Im Serail kündeten die Uhren eben die erste Nachmittagsstunde und draußen am Bosporus die einundzwanzig Kanonenschüsse, daß der Sultan sich mit der Fahne des Propheten zum Heere begebe.

Aber das Volk des Orients glaubt nimmermehr, daß Allah ein Unternehmen segnen könne, das in den Nachmittagsstunden begonnen wurde.

VI.

Der Ausbruch des Gewitters.

Ein ungünstiger Wind brauste über den Bosporus dahin, so daß der Sultan erst gegen Abend nach Scutari kam, wo er sich mit seinen Vestren, dem Mufti, den Prinzen und Ispirizade nach dem Palaste am Meeresufer begab.

Aber die ganze Nacht hindurch hörte man, wenn das

nahe Brausen der Wogen für einen Augenblick verstummte, fernes Tosen und Lärmen im Lager, dessen Grund sich Niemand zu erklären wußte.

Der Großvezier schickte Courier um Courier an den Janitscharen-Aga, um zu erfahren, was im Lager vorgehe? Hassan aber antwortete, er wisse selber nicht, warum die Truppen murren und lärmen, nachdem er ihnen doch bereits verkünden ließ, daß der Sultan mit der heiligen Fahne angelangt sey.

Ibrahim sandte ihm hierauf den Befehl zu, jeden Ruhestörer augenblicklich verhaften zu lassen. Hassan ließ einige seiner Leute verhaften, aber die andern lärmten und tobten nichtsdestoweniger fort.

Gegen Mitternacht stürzte ein Csauß in das Gemach des Kiaja und meldete, es seyen von Tebris her fliehende Soldaten gekommen, welche erzählten, die Truppen Küprilizade's seien vom Schach Tamasip geschlagen und versprengt worden und die Armee sey bei dieser Nachricht in unbeschreibliche Aufregung gerathen.

Der Kiaja weckte den Großvesier und theilte ihm die Schreckenskunde mit.

»Das kann nicht seyn,« rief Ibrahim, »Küprilizade kann nicht geschlagen seyn, ich sandte ihm erst vor einigen Tagen Waffen und Hilfstruppen, mit denen er sich füglich bis zum Eintreffen der Hauptmacht halten kann.«

»Und wenn es dennoch so wäre? Wenn wir durch das Schwanken des Sultans dennoch zu spät kämen und Hamadan, Kermandschah verloren wären?«

»Dann stehen wir Alle in Allahs Hand! Geh beten und schlafen.«

Um dieselbe Stunde weckten drei Softas den Mufti und Ispirizade und zeigten ihnen ein beschriebenes Pergamentblatt, welches in eine Moschee geworfen worden war; die Buchstaben waren so unleserlich, als ob sie mit Pulver geschrieben wären.

Es war ein Aufruf an die Muselmänner, zur Ehre Mohammeds das Schwert zu ergreifen; wenn sie aber gegen den Feind ziehen, hieß es weiter, mögen sie wohl auf ihrer Hut seyn, damit sie nicht daheim den schlimmsten Feind zurücklassen — die Minister des Sultans.

»Ein solches Schreiben verdient nichts Besseres, als ins Feuer geworfen zu werden,« sagte Ispirizade, warf das Pergamentblatt in die Flammen und legte sich ruhig wieder zu Bette.

Der folgende Tag war ein Donnerstag, der 28. September 1730. Vor einem Jahre gerade am nemlichen Tage, ward der eilfte Sohn des Sultans geboren. Der Tag mußte natürlich gefeiert werden; unter Trompetenschall wurde im Lager verkündet, der heutige Tag sey ein allgemeiner Ruhe- und Festtag.

Mehre der Veziere machten sich die ihnen gegönnte Rast zu Nutze; der Janitscharenaga begab sich nach seinem Kiosk, der Kapudanpascha fuhr über den Canal auf seine Villa in Tschengelkö; er hatte so eben von einem holländischen Kaufmanne besondes schöne Tulpenzwiebel erhalten, die er nun mit eigener Hand einsetzen wollte; der Reis Effendi eilte nach seiner Sommerwohnung an den süßen Gewässern, um von seinen Odalisken noch einmal Abschied zu nehmen; der Kiaja kehrte nach Stambul zurück; Jeder machte sich einen förmlichen Feiertag.

Aber im Buche des Schicksals war diesem Tage eine ganz andere Feier vorbehalten.

Am frühen Morgen, gleich nach Sonnenaufgang versammelten sich siebzehn Janitscharen vor der Moschee Bajezid, — an ihrer Spitze Halil Patrona.

Jeder von ihnen schwang den blanken Säbel in der Faust, in der Mitte stand Mußzli, und hielt die Fahne mit dem silbernen Halbmonde.

Das Volk wich ehrerbietig vor ihnen zurück, und ließ Patrona frei bis an die Stufen der Moschee vorschreiten. Als er die oberste Stufe erreicht hatte und das Schmettern der Lärmhörner verklungen war, erhob der Krämer seine volltönende, eherne Stimme, daß sie weithin erscholl über den Kalanplatz.

»Muselmänner!« rief er, »wir verlangen nichts, als wozu uns Recht und Gesetz berechtigen. Verräther stürzen uns ins Verderben; fliehende Soldaten brachten uns vom Kampfplatze her die Nachricht, das Heer des Küprilizade sey geschlagen und versprengt, viertausend Reiter, sechshundert schwer beladene Kamehle seyen den Persern in die Hände gefallen, der Feldherr selber habe sich nach Eriwan geflüchtet, Hamadan, Kermandschah sind wieder in der Gewalt des Feindes, und während Alles dies geschieht, arrangiren der Großvezier und der Obermufti Lampenfeste, Palmenfahrten, Illuminationen in den Straßen von Stambul und verzögern den Aufbruch des Heeres, welches Küprilizade zu Hilfe eilen soll; unsere Brüder verbluten auf der Schlachtbank, wir hören ihren Wehruf, sehen ihre Fahnen sinken, dem Feinde in die Hände fallen, und wir stehen mit dem Schwerte in der Faust da und können ihnen nicht zu Hilfe eilen! Das ist Verrath, — Verrath an Allah und dem Propheten!

Darum lasse jeder Rechtgläubige seine tägliche Arbeit im Stiche, weg mit Ahle, Hammer und Hobel, greift zu den Schwertern, schließt eure Läden und schaart euch um unsere Fahnen. Es lebe der Sultan! Tod den Verräthern!«

Donnernder Beifall folgte diesen Worten Halil's; man hob ihn auf die Schultern und trug ihn so über den Bezestanplatz. Jedermann beeilte sich, seinen Laden zu schließen, die ganze Stadt schien plötzlich wie ausgewechselt. Wie ein Heer schlummernder Seeungeheuer eine Unmasse Schlamm an die Oberfläche tritt, wenn ein stehendes Gewässer aufgerührt wird, so wimmelte es auch in den Straßen mit einem Male von jenem unbekannten Gesindel, welches in jeder großen Stadt vegetirt, ohne daß die friedlichen Bewohner von seinem Daseyn Kunde hätten, und das nur bei heftigen Erschütterungen zur allgemeinen Ueberraschung an das Tageslicht tritt.

Vor Wuth brüllend, folgten diese Leute unserem guten Halil auf Schritt und Tritt, und schwiegen nur für Augenblicke, wenn er, von seinen Begleitern emporgehoben, zum Volke sprach. Seine donnernde Stimme machte den Lärm rasch verstummen.

So kam man endlich vor die Villa des Janitscharen-Aga.

»Hassan!« rief Halil, mit seiner ehernen Faust an das verschlossene Thor pochend, »Du hast unsere Cameraden verhaften lassen, weil sie murrten. Du hörst jetzt nicht mehr murren, sondern brüllen. Gib die Gefangenen heraus!«

Hassan war kein Freund von derlei Auftritten; er legte rasch ein zerlumptes Gewand an, eilte durch die Hinterthüre seines Gartens nach dem Bosporus, bestieg einen elenden Kahn und eilte nach dem Lager zurück.

Die Janitscharen erbrachen das Thor und befreiten ihre Cameraden. Halil wurde auf Hassan's Pferd gesetzt und so im Triumphe nach dem Etmeidan gezogen; in einem Nu füllte sich der Platz mit Bewaffneten; in der Mitte desselben wurde der Kessel des Külkiaja aufgestellt, den man aus der Caserne geholt hatte; das geschah jedesmal, wenn die entfesselte Volkswuth den Kampf gegen eine tyrannische Macht aufnahm.

»Oeffnet die Kerker!« rief Halil, »laßt die Gefangenen heraus, gebt den Mördern Messer, den Mordbrennern Pechkränze in die Hand und laßt sie ihr furchtbares Handwerk üben; der heutige Tag sey dem Tode und der Vernichtung geweiht!«

Das Volk rannte nach den Kerkern, erbrach die Gitter, Mörder und Diebe stürzten rudelweise nach der Straße hinaus und ganz zuletzt kam noch Einer, der sich von allen Andern fern zu halten schien — Patrona's Schwiegervater, Janaki. Er blieb — wir wissen nicht ob vor Angst oder vor Scham — in der Thüre stehen und rührte sich nicht von der Stelle, bis Musszli hinzusprang und ihn mit Gewalt fortzog.

»Fürchte Dich nicht, Fremdling! Nimm ein Schwert und stelle Dich neben mich, — da geschieht Dir nichts!«

Halil war unterdessen nach dem Gefängnisse jener ehrlosen Dirnen geeilt, welche auf Befehl des Sultans in den einzelnen Städten zusammengerafft und dann hierher gebracht wurden.

Man öffnete die Thore und schrie hinein: es möge fliehen, wer die Freiheit liebt. Wie ein Schwarm von Gespenstern brach nun ein Haufe von Weibern aus den dunk-

len Gängen hervor, — jene Weiber, welche mit unverschleiertem Antlitze unter dem Volke umhergehen, die sich ihre Lippen, ihre Augenbraunen färben, um den Männern zu gefallen und die — wüthenden Hunden gleich — ihrer häßlichen Leidenschaften wegen von der Welt abgeschlossen werden, damit sie das Volk nicht vergiften. Manche unter ihnen sind während ihrer Gefangenschaft bedeutend gealtert, aber selbst aus den eingefallenen Augen leuchtet noch immer das unheimliche Feuer verheerender Leidenschaft . . . Hah, welch eine Pest hast Du über das Volk der Muselmänner hereinbrechen lassen, — Du hast dem Sturm Flügel gegeben, wirst Du auch seinen Flug bemeistern können, Halil?

Da steht er am Thore und harrt sehnsüchtig des Augenblickes, wo er unter diesen scheußlichen Dirnen den reinen Abgott seiner Seele, seine schöne unschuldige Gül-Bejaze erblicken soll! Wie lange sie säumt! Alle sind bereits herausgekommen, Alle haben sich bereits zerstreut, nur hie und da stürzt noch eine verspätete Gestalt, welche von der Freudenskunde halb entkleidet überrascht wurde, den übrigen nach und eilt kreischend und mit aufgelöstem Haar durch die Straße; — nur Gül-Bejaze kommt nicht!

Von namenloser Angst gemartert, entschließt sich Halil endlich die scheußliche Spelunke zu betreten, welche nur durch ein paar kleine runde Fenster am Dache Licht erhält.

»Gül-Bejaze! Gül-Bejaze!« flüsterte er leise, im Kerker umherspähend . . . da sieht er, wie sich in einer Ecke, dicht an die Wand gedrückt, eine weiße Gestalt regt. Er tritt näher. Es ist eine kranke Frau, die ihr Angesicht vor ihm verbirgt. Sanft löset er die verhüllenden Hände vom Antlitz und erkennt sein Weib . . . die Scham hielt

sie im Kerker zurück, — sie wagte es nicht ans Sonnenlicht zu treten.

Vor Schmerz schluchzend, schloß Halil sie in seine Arme; das Weib aber sprach nicht und blickte den Gatten nicht an, sondern drückte das Antlitz fest an seine Brust und weinte.

»Weine nicht, o weine nicht!« sagte Halil, »die Dich geschändet, sollen sich noch heute vor Dir im Staube winden, — das schwöre ich Dir beim Propheten . . . Sie haben mit deinem Herzen gespielt, Du sollst mit ihren Köpfen spielen . . . Jene hochmüthige Sultana, deren Hand Dich einst so grausam gemartert, wird noch heute in Demuth deine Hand küssen! Das sage ich Dir, ich, Halil Patrona, dessen Name von jedem Muselmann verflucht sey, wenn er je gelogen hat.«

Nun trug er das Weib in seinen Armen hinaus, zeigte der versammelten Menge die bleiche gebrochene Gestalt und sagte:

»Seht, Muselmänner, das hier ist mein Weib, das mir in der Brautnacht geraubt wurde, — hier an der Stätte des Abscheues und des Elends fand ich es wieder! Wer unter Euch ein Mann ist, der sage mir, ob er demjenigen Gnade zu Theil werden ließe, der seiner Gattin das gethan!«

»Tod dem Schändlichen!« rief der wuthentbrannte Haufe und wälzte sich dann, wie die Flut, die ihre Dämme durchbrochen, unaufhaltsam weiter. Plötzlich stand man vor einem herrlichen Palaste.

»Wem gehört dieser Palast?« fragte Halil das Volk.

»Damad Ibrahim!« antworteten Einige.

»Wem gehört dieser Palast?« fragte Halil nochmals, unwillig das Haupt schüttelnd.

Erst jetzt begriffen Einige den Sinn der Frage.

»Dir, Halil Patrona!« riefen sie.

»Ja, Dir Halil Patrona!« brüllte die Menge. In einem Nu waren die Thore des Palastes eingerannt; Patrona trug sein Weib die Stufen hinan nach dem Harem des Großveziers und befahl den Odalisken Ibrahims, sich vor ihrer Herrin zur Erde zu werfen und deren Geheiß zu vollziehen. Vor dem Thore aber wurden Ehrenwachen aufgestellt.

Draußen währte der Schlachtenlärm, das Trompetengeschmetter, der Trommelwirbel fort und diesen ganzen furchtbaren Brand hatte der schwache Hauch eines kranken geknickten Weibes angefacht . . .

VII.

Tulpenknospen und Menschenköpfe.

Aufbrechende Tulpen sind um die Mitte des Septembers eben keine alltägliche Erscheinung. Worüber sich die geschicktesten Gärtner so lange die Köpfe zerbrachen, das war endlich dem Kapudan Pascha gelungen.

Wie kann man mitten im Herbste einen künstlichen Frühling erzeugen und die Tulpenzwiebel täuschen, daß sie den September für den Mai halten und zu blühen anfangen?

Zuerst ließ er ein Treibebeet anlegen aus der fettesten Erde, welche sich am Libanon aus den Jahrtausende hin-

durch aufeinander gelagerten Zederblättern anhäuft, aus dem Dünger der Antilopen, der so befruchtend und für das vegetabilische Leben so förderlich ist, daß selbst in der Sandsteppe an jenen Stellen, wo er hinfällt, mitten im glühenden Sande kleine, mit Gras und Blumen bewachsene Oasen entstehen, — dann aus gebranntem und pulverisirten Marmor, wie er nur in dem Mondgebirge Egyptens zu finden ist. Als das weiche, mürbe und doch warme Treibebeet fertig war, setzte der Kapudan Pascha höchst eigenhändig die Tulpenzwiebel ein, indem er mit seinem mächtigen Zeigefinger ein Loch aushöhlte und dann die Erde darauf streute.

Dann ließ er Schnee vom Gipfel des Kaukasus bringen, wo er auch den Sommer über zu finden ist; ganze Schiffe mit solcher Schneeladung fuhren durch das schwarze Meer, damit deckte er die Tulpenzwiebel zu und wenn der alte Schnee geschmolzen war, legte er neuen darauf; so glaubten denn die betrogenen Tulpen zu Anfang des Sommers, es sey erst Winter und als man endlich den Schnee völlig schmelzen ließ, meinten sie, nun sey der Frühling gekommen und steckten aus dem durchfeuchteten, durchwärmten Beete die gelbgrünen Triebe hervor.

Vor dem Geburtstage des Propheten waren auf diese Art bereits fünfzig Knospen zum Vorschein gekommen und jede derselben wurde nach irgend einer merkwürdigen Stadt, nach irgend einem berühmten Schlachtfelde benannt. Nun mußte aber der Kapudan Pascha zur See gehen, um das Commando der Flotte zu übernehmen und somit seine Tulpen gerade im interessantesten Momente im Stiche lassen.

Eben an jenem Abende, an welchem der Sultan in Scutari eintraf, überbrachte ihm einer seiner Gärtner die

erfreuliche Nachricht, daß die Tulpen Belgrad, Napoli, Morea und Kermandschah am folgenden Tage aufbrechen werden.

Wie mochte dies den armen Admiral beunruhigen . . . er sollte seine ersten Tulpen nicht erblühen sehen! Wie sehnlich wünschte er, die Flotte von einem ungünstigen Winde noch ein paar Tage lang am Auslaufen verhindert zu sehen.

Aber was der Wind ihm nicht zu Gefallen that, das erreichte er durch den vom Sultan angeordneten Feiertag; die für den folgenden Tag anbefohlene Rast verschaffte dem Kapudan Pascha Gelegenheit, nach Tschengelköi zu segeln und dort in seiner Villa die Tulpen mitten im Herbste blühen zu sehen.

Welch ein Anblick harrte seiner! Alle vier Knospen waren bereits aufgebrochen.

Die »Belgrad« war blaßgelb mit lichtgrünen Streifen, die Streifen spielten unten wieder ins Gelbe, oben ins Rosenfarbe, andere oben ins Lichtgrüne, unten ins Lilafarbe hinüber.

Die »Napoli« war eine Volltulpe, mit auseinander klaffenden grellrothen Blättern und gelben Rändern, — vielleicht das Sinnbild des Blutes jener fünfhundert Venetianer, die bei Napoli geblieben sind.

Die »Morea« war die farbenreichste. Der Grund dunkel chocoladebraun, mit grünen und rosenfarbnen Streifen, das Grün spielte wieder ins Rothe, das Rosenfarbe ins Lichtbraune hinüber, und mitten durch jeden Streifen zog sich eine feine, lichtgelbe Linie. Außen war die grüne, innen die rothe Farbe vorherrschend.

Die seltenste und prächtigste aber war die »Kermandschah«, — ein aus dem Garten des Dalai Lama von Tibet entwendetes Prachtexemplar: schneeweiß, ohne alle Beimischung und so voll, daß die ursprünglichen sechs Blätter der Krone beinahe hinabgedrückt wurden.

Der Kapudan Pascha war von all diesen Herrlichkeiten ganz entzückt.

All diese Tulpen hatte er für den Sultan bestimmt und hoffte dafür zum Gouverneur der reichsten Provinz, vielleicht gar Egyptens, eingesetzt zu werden. Er ließ daher prachtvolle Vasen aus chinesischem Porzellan bringen, um die Tulpen hineinzustellen, und höhlte abermals mit höchst eigener Hand die Erde recht tief unter den Zwiebeln aus, damit diese selbst keinen Schaden nehmen. *)

Wie er so mit schmutzigen Händen unter seinen Tulpen kniete, stürzt einer der Gärtner herein und ruft ihm schon von Weitem zu:

»Stehe schnell auf, Herr, in Stambul ist ein Aufstand losgebrochen.«

»Zertritt mir nicht meine Tulpen, Dummkopf; siehst Du nicht, daß Du mir eine beinahe schon zertreten hättest.«

»O Herr, die Tulpen blühen im nächsten Jahre wieder, aber wenn ein Mensch einmal zertreten worden, Jasch Allah! . . . Eile, eile, denn die Aufrührer kehren das Unterste zu oberst, wenn Du zögerst!«

Der Kapudan Pascha hob ganz phlegmatisch und behutsam mit beiden Händen die Blume heraus, stellte sie in die Vase und drückte ringsum die Erde fest, damit die Tulpe gerade stehe.

»Was sagst Du da, mein Junge?«

*) Hammer-Purgstall: Geschichte des osmanischen Reiches.

»Das Volk von Stambul ist in vollem Aufruhr.«

»Welches Volk? die Schuster, Krämer, Fischer und Bäcker?«

»Ja, Herr, sie alle haben sich empört.«

»Nun, ich will sogleich hin und sie wieder zur Ruhe bringen.«

»Ach Herr, Du sprichst als ob Du die Flamme des Aufruhrs mit jener Gießkanne dort löschen könntest. Ich wünsche Dir alles Gute.«

Der Kapudan Pascha begoß dann noch seelenvergnügt die versetzten Tulpen, vertraute sie vier Gärtnern an und trug ihnen auf, sie über den Canal nach Scutari zu bringen und dort im Palast des Sultans abzugeben. Er selbst ließ sich sein Pferd satteln und ritt ganz allein, von Niemanden begleitet, nach Stambul hinein, wo eben die ärgsten Flüche und Verwünschungen gegen ihn ausgestoßen wurden.

Unterwegs begegnete er dem Kiaja, der sich in einer elenden zweiräderigen Kibitka verkrochen und einen russischen Kutscher darauf gesetzt hatte, um nicht erkannt zu werden. Er warnte den Kapudan Pascha, nicht nach Stambul hineinzureiten, denn dort harre seiner der sichere Tod. Der Kapudan zuckte die Achseln; er konnte gar nicht begreifen, wie man sich vor einem Haufen Bäcker und Schuster fürchten könne. Er ermuthigte sogar noch den Kiaja, wieder umzukehren und im Vereine mit ihm die Ruhe wieder herzustellen; der Kiaja aber hätte sich dazu nicht um alle Freuden des Paradieses herbeigelassen, sondern bat den Fuhrmann, ihn nur so schnell als möglich nach Scutari zu bringen.

Der Kapudan versprach, gleichfalls recht bald und — da der Kiaja einen Umweg machte, während er direct durch

Stambul gehe — vielleicht noch früher als Jener dort einzutreffen.

»Dort? Ja, in Abrahams Schooß, im Paradiese, da sehen wir uns vielleicht wieder,« dachte der Kiaja und fuhr weiter, während der Kapudan ganz gemüthlich nach Stambul hineinritt.

Schon gewahrte er den Palast des Reis Effendi, an dessen Fronte in großen Lettern zu lesen war:

»Tod dem Obermufti!«

»Tod dem Großvezier!«

»Tod dem Kapudan Pascha!«

»Tod dem Kiaja Beg!«

»Hm!« dachte der Kapudan, »das hat sicherlich ein Softa geschrieben, denn die Schuster können nicht schreiben; 's ist übrigens eine hübsche Schrift; ich möchte den Mann zum Schreiber haben.«

Als er sich dem Palaste näherte, sah er daselbst eine ungeheure Menschenmenge, darunter einen berittenen Trompeter mit einer langen Posaune, mit einem jener meilenweit hörbaren, endlosen Instrumente, deren man sich noch bei jedem Aufstande in Stambul bedient hat.

Der auf das Trompetengeschmetter herbeigeströmten Menge verkündete nun der Ausrufer Folgendes:

»Bewohner von Istambul, rechtgläubige Muselmänner! Im Namen unseres Commandanten, des Janitscharenhäuptlings Halil Patrona, und des Richters von Stambul, Sulali Hassan, fordere ich alle rechtgläubigen Muselmänner auf, ihre Läden zu schließen, ihre Arbeit im Stiche zu lassen und sich auf den Hauptplätzen zu versammeln, nur die Bäcker und Fleischer müssen ihre Läden offen halten. Wer dagegen handelt, dessen Laden wird der Plünde-

rung preisgegeben. Die ungläubigen Giaurs aber, die in Stambul wohnen, mögen in ihren Häusern bleiben und sich ja nicht herausrühren, dann wird ihnen kein Leides geschehen. Das gebe ich Euch kund und zu wissen im Namen Halil Patrona's und Sulali Hassan's.«

Der Kapudan ließ den Ausrufer ausreden, dann sprengte er zu ihm hin, riß ihm die Posaune aus der Hand und haute ihm sie dergestalt an den Rücken, daß es heraushallte wie aus einem hohlen Fasse; dann rief er mit donnernder Stimme der versammelten Menge zu:

»Ihr nichtswürdiges Gesindel! Ihr schmutzigen Tagdiebe, Ihr schlammtretenden Gründlingfänger, Ihr pechfressenden Pantoffelflicker, Ihr faullenzenden Opiumkauer, Ihr erbärmliches Krämerpack, Ihr betrunkenen Karrenzieher, Ihr elende Lumpenbagage! Ich rede jetzt zu Euch, ich, Abdi, der Kapudan Pascha! Warum kann ich nicht die Zunge eines Giaurs borgen, um Euch auszuschelten, wie Ihr's verdient. Was wollt Ihr denn noch? Habt Ihr denn nicht zu essen und zu trinken? Ist Euch der Friede schon zu langweilig, daß Ihr nun Krieg wollt? Krieg? Ja freilich! Aber Ihr bliebet hübsch fern vom Schusse, und bekriegtet unterdessen daheim Frauen und Jungfrauen, erstürmtet nicht Festungen, aber Kaufläden? Packt Euch nach Hause, woher Ihr gekommen seyd; wer binnen einer Stunde noch auf der Straße betroffen wird, der kann sich seinen Kopf vor dem Gerechtigkeitszelte*) suchen.«

Damit sprengte der Kapudan mitten durch die dichtesten Volkshaufen davon. Die Leute wichen scheu zurück und der

*) So hieß das Zelt des Sultans am Pfeilplatze, wo die Köpfe der Hingerichteten ausgesteckt wurden.

Kapudan sah mit Vergnügen, wie Alles sich in die Häuser verkriecht und nach und nach Straßen und Dächer immer leerer werden.

So ritt er, ohne auf Widerstand zu stoßen, in die Stadt hinein. An jeder Straßenecke stieß er in das Horn, welches er dem Ausrufer abgenommen hatte, und tractirte das zusammengerottete Volk mit den auserlesensten Phrasen, worauf sich die Gruppen fast überall rasch zerstreuten.

Als er nach dem Bezeßtan kam, fand er alle Kaufläden geschlossen.

»Oeffnet eure Läden, Ihr Hunde,« brüllte er den in Gruppen umherstehenden Kaufleuten zu. »Juckt Euch vielleicht die Sohle oder habt Ihr um ein paar Nasen und Ohren zu viel? Oeffnet schnell eure Läden, denn wer's nicht thut, den lasse ich vor seiner Ladenthüre aufhängen.«

Die bestürzten Kaufleute gehorchten schweigend dem Befehle.

Von hier ritt der Kapudan nach dem Atmeidan (nicht zu verwechseln mit dem Etmeidan).

Am Fleischmarkte wogte eine unabsehbare Menschenmenge auf und nieder und machte dabei einen so höllischen Lärm, daß die Stimme der Volksredner selbst von den eigenen Leuten, welche sie auf irgend eine Säule der Fontaine emporhoben, nicht mehr gehört werden konnte.

Aber der schmetternde schrillende Ton der Posaune, welche vom Kapudan aus vollen Lungen bearbeitet wurde, übertönte den Lärm und Alles wendete sich nach der Seite hin, von welcher der Ton herkam.

Nun erhob sich Abdi im Sattel und rief mit donnernder Stimme:

»Wahnwitziges Volk! Seyd Ihr verrückt, daß Ihr Euch mit eigenen Händen den Kopf abreißen wollt? Wollt Ihr denn den Boden eindrücken, daß Ihr Euch in solcher Menge an einem Platze zusammendrängt? Ist einer von Euch von einem wüthenden Hunde gebissen worden und will nun die Wuth Euch Allen einimpfen? Daß doch der Himmel über Euch zusammenbräche, daß doch diese Häuser auf Euch niederstürzten und Euch allesammt begrüben, daß Ihr doch plötzlich zu vierfüßigen Thieren würdet, die nichts weiter können als bellen; ducket Euch elende Taugenichtse und trollet Euch heim; ich will keinen Laut mehr auf der Straße hören, denn wenn Ihr Euch rührt, so lasse ich — das schwöre ich Euch beim Allah — Stambul in einen Schutthaufen zusammenschießen, wo Niemand mehr wohnen kann als Schlangen und Fledermäuse und eure verfluchten Seelen, Ihr Hunde!«

Niemand wagte zu sprechen; Jeder steckte den Schimpf ruhig ein, drückte sich und ging. Halil war nicht zugegen; wäre er zugegen gewesen, er hätte sicherlich zu antworten gewußt.

So ward Abdi auch hier mit den Aufrührern bald fertig und gelangte endlich nach dem Etmeidan.

Hier hatte mittlerweile nicht nur das erste, sondern auch das fünfte Janitscharenregiment seine Kessel aufgestellt und eine Truppe Janitscharen, welche sich aus dem Lager davon gemacht hatte, umstand die beiden Kessel.

Abdi Pascha sprengte so rasch heran, daß sie ihn erst gewahrten, als er ihnen sein: »Legt die Waffen ab!« zudonnerte.

Erschrocken blickten Alle den Kapudan an. Wie konnte der hierher kommen? Niemand wagte es gegen ihn das

Schwert zu zücken, aber es gehorchte auch Niemand seinem Befehle. Auch hier war Patrona nicht zugegen.

In der Mitte des Platzes war die Fahne des Aufruhrs ausgesteckt. Abdi Pascha ritt geraden Weges auf sie zu, — die Janitscharen sahen ihm betroffen nach.

Plötzlich aber springt Mussli hervor, eilt dem Kapudan voraus und bemächtigt sich der Fahne.

»Gib mir die Fahne, mein Junge,« sagte Abdi Pascha mit der Ruhe eines echten Seemannes.

Mussli war noch nicht hinlänglich gefaßt, um antworten zu können, aber er machte wenigstens mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

»Gib mir die Fahne, Janitschar,« wiederholte Abdi, seinen Gegner fest ins Auge fassend.

Mussli antwortete nicht, sondern wickelte die Fahne ganz ruhig um den Schaft.

»Die Fahne her!« donnerte Abdi zum dritten Male und zog seinen Säbel.

Mussli kehrte noch immer ganz ruhig den Schaft um, daß das untere mit einem Spieß versehene Ende, welches in der Erde gesteckt war, in die Höhe schaute, und sagte:

»Ich habe allen Respect vor Dir, Abdi Pascha, und will Dir nichts zu Leide thun, wenn Du Dich ruhig deiner Wege scherst. 's wäre mir auch lieber, Du würdest im Kampfe gegen die Giaurs gefallen seyn, denn Du verdienst es, daß dein Name verherrlicht werde, aber die Fahne begehre nicht von mir, denn wenn Du Dich noch um einen Schritte näberst, so müßte ich mir die Freiheit nehmen, Dir die kothige Spitze durch den Leib zu rennen.«

Bei diesen Worten faßten die Janitscharen neuen Muth,

sie sprangen auf, zogen ihre Säbel und schaarten sich um Mußzli.

»Es thut mir leid um Euch, brave Janitscharen.«

»Und uns thut's leid um Dich, ruhmgekrönter Kapudan Pascha,« entgegnete Mußzli.

Abdi verließ den Etmeidan; er sah, wie sich das Volk überall, wo er sich zeigte, sogleich zerstreute, aber er sah auch, wie es sich, sobald er vorüber war, hinter ihm wieder zusammenrottete.

»Die sind nur durch Waffengewalt zu bändigen,« dachte er und ritt durch die Stadt, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt worden wäre.

* * *

Draußen im Lager ward unterdessen großer Kriegsrath gehalten. Auf die Nachricht vom Ausbruche des Aufstandes, den der geflüchtete Kiaja und der Janitscharen-Aga mit den grellsten Farben schilderten, ließ der Sultan die Heerführer, die Ulemas, den Großvezier, den Mufti, die Scheiks und Chodschagiane nach seinem Palaste am Meeresufer zusammenberufen.

Eine Stunde früher hatte er sich bereits mit seiner in demselben Palaste wohnenden älteren Schwester, mit der weisen Sultanin Khadidscha besprochen.

Aber jetzt war guter Rath theuer.

Der Großvezier meinte, der Sultan solle in Brussa zurückbleiben, die Armee aber sogleich nach Tebris dem Feinde entgegen rücken. Wenn die Vereinigung mit Abdullah Pascha vielleicht noch zu bewerkstelligen wäre, dann sey Alles gerettet; Stambul bleibe unterdessen sich selbst über-

lassen, die Rebellen mögen machen, was sie wollen; ist nur erst der Feind geschlagen, dann werde schon auch an sie die Reihe kommen.

Der Mufti glaubte nicht, daß man mit dem Heere in diesem Augenblicke eine Schlacht wagen könne, aber er wünschte dasselbe jedenfalls von Stambul entfernt zu sehen, damit es von dem aufrührerischen Geiste nicht auch angesteckt werde.

Der Kiaja rieth, mit den Rebellen zu unterhandeln und sie so zu beschwichtigen.

Der Sultan nickte zustimmend und auch die Sultana Khadidscha pflichtete dieser Ansicht bei.

Nur verstand der Kiaja die Sache so, daß es, wenn man sich in Unterhandlungen einläßt, ein Leichtes seyn dürfte, die Häupter des Aufstandes nach einander aus dem Wege zu räumen, — die Khadidscha aber meinte ganz im Stillen, die Rebellen wären am schnellsten zu versöhnen, wenn ihnen der Sultan den verhaßten Kiaja Beg und wen sie etwa noch verlangen sollten, ausliefern würde. Und zwischen diesen beiden Ansichten ist jedenfalls ein bedeutender Unterschied.

Der Sultan hielt den Rath des Kiaja für den bessern.

In diesem Augenblicke trat der Kapudan Abdi Pascha in den Conferenzsaal.

Alle Blicke wendeten sich staunend dem Eintretenden zu; nach der Schilderung des Kiaja hätte der Kapudan schon längst in tausend Stücke zerrissen seyn müssen.

Der Admiral betrat den Palast mit derselben Kaltblütigkeit, mit welcher er durch die in vollem Aufruhr befindliche Stadt geritten war. Zu allererst erkundigte er sich bei

den Thürhütern, ob seine Gärtner mit den Tulpen noch nicht eingetroffen seyen? Sie waren noch nicht da. »Wo sie nur bleiben mögen? Ich habe unterdessen ganz Stambul durchritten.«

Dann grüßte er den Sultan und nahm auf dessen Wink unter der Generalität Platz.

Alle betrachteten ihn noch immer voll Erstaunen, als wären sie noch immer in Zweifel darüber, ob nicht vielleicht nur sein Geist unter ihnen weile.

»Du warst in Stambul?« fragte ihn endlich der Großvezier.

»Ich komme so eben von dort.«

»Was will das Volk?« fragte der Padischah.

»Es hat Hunger und Durst.«

»Nach Blut,« flüsterte der Mufti vor sich hin.

»Und worüber beschwert es sich denn?«

»Daß das Schwert nicht von selber Krieg führt, daß die Erde nicht von selbst Brot trägt, daß Wein und Kaffeh nicht aus der Dachtraufe rinnen.«

»Du nimmst die Sache sehr leicht. Wie glaubst Du den Aufruhr beschwichtigen zu können?«

»Die Sache ist sehr einfach; die Schuhflicker und Krämer von Stambul sind wirklich keinen Schuß Pulver werth; 's wäre auch Jammerschade um die armen Teufel; viele von ihnen haben Weib und Kind. Die eigentlichen Wühler sind die Janitscharen; aus ihrer Mitte sind die Häupter des Aufruhrs hervorgegangen; aber es wäre Schade sich mit denen, die in Stambul das Volk aufhetzen, abgeben zu wollen; man läßt sie lieber gleich regimentweise aufmarschiren und jeden zehnten Mann erschießen, das hilft gewiß.«

Die Heerführer entsetzten sich über diesen Gedanken. Wer würde dergleichen wagen?!

»Ich würde es so machen,« sagte Abdi ganz kurz und versank dann in tiefes Schweigen.

Endlich nahm der Sultan wieder das Wort.

»Ehe Du kamst, haben wir auf Anrathen des Kiaja Beg beschlossen, mit der Fahne des Propheten und den Prinzen nach Stambul zurückzukehren.«

»Auch nicht schlecht,« entgegnete Abdi, »deine Anwesenheit, erlauchter Herr, wird den Tumult beschwichtigen. Lasse die Fahne des Propheten oberhalb des Serailthores ausstecken, der Mufti und Ispirizade mögen die Moscheen Aja Sofia und Achmedie öffnen lassen und das Volk zum Gebete rufen. Damad Ibrahim bleibt unterdessen mit der Armee draußen stehen, um im Nothfalle zur Bewältigung der Aufrührer sogleich bei der Hand zu seyn ... Der Kiaja Beg möge gleichzeitig die Besatzung des Serails Dschebedschis, Esauße und Boßtandschis zusammenraffen und die Straßen säubern lassen, und wenn Eines oder das Andere mißglückt, werde ich von der See her mit meinen Kanonen das letzte Wort dareinreden.«

Sultan Achmet schüttelte den Kopf.

»Wir haben anders beschlossen. Ihr dürft nicht von meiner Seite weichen; der Großvezier, der Mufti, der Kapudan Pascha und der Kiaja begleiten mich.«

Während der Padischah die vier Namen nannte, hütete er sich wohl irgend eine der betreffenden Personen dabei anzusehen.

Denn diese vier Namen waren es, die an allen Straßenecken prangten; die Köpfe dieser vier Männer verlangte das Volk und sein Führer Halil Patrona.

Was hatten sie gegen das Volk verbrochen?.!.. Daß sie zufällig in einem Momente, wo schweres Unglück über das Land hereinbrach, die höchsten Staatswürden bekleideten... Was hatten sie gegen Halil verbrochen? . . . daß sie Gül-Bejaze gemartert!

Die Minister verneigten sich stumm.

In diesem Augenblicke trafen Abdi's Leute mit den Tulpen ein; der Padischah war von der Schönheit derselben ganz entzückt und befahl, sie der Sultana Asszeki nach Constantinopel zu bringen und ihr zu melden, daß auch er, der Sultan, bald wieder nachkommen werde. Abdi aber klopfte er auf die Schulter und schwur mit Thränen in den Augen, der Kapudan sey ihm der liebwertheste Mann im Reiche.

Der Kapudan küßte das Kleid des Sultans, dann sagte er lächelnd zu Ibrahim, Abdullah und dem Kiaja, die mit ihm zurückgeblieben waren:

»Abdullah, wackerer Ibrahim und Du Kiaja . . . für unsere vier Köpfe würde ich von diesem Augenblicke an nicht eine taube Nuß mehr geben.«

Damad Ibrahim ließ traurig das Haupt sinken und seufzte verzagt:

»Armer armer Sultan!«

Alle vier folgten Achmet nach dem Schiffe, — fest überzeugt, daß der Sultan zuerst sie allesammt fallen lassen, dann aber selber schmählich fallen werde.

VIII.

Die verkehrte Welt.

Damals war Halil Patrona bereits Herr von ganz Stambul.

Die Rebellenhäuptlinge traten in der mittleren Moschee zusammen und sandten von da ihre Befehle aus.

Um sechs Uhr (nach der christlichen Rechnung zehn Uhr) Abends landete das Schiff mit dem Sultan, den Prinzen, Ministern und der heiligen Fahne neben dem Kiosk vor dem Kanonenthore.

Im Innern des Serails wußte Niemand, wie die Sachen draußen stehen. Wilder Lärm und Posaunengeschmetter hallte durch die Stadt, am Kirchhofe brannten ringsum die Wachfeuer. »Ach, warum kann ich ihnen nicht von der See aus ein paar Granaten hineinsenden,« seufzte der Kapudan, »wie sie da zu Kreuze kriechen möchten!«

In der Vorhalle jenes Gemaches, in welchem der Mantel des Propheten aufbewahrt wird, begegnete der Kislar Aga Elhadsch Beschir den eben ankommenden Ministern. Als er ihrer ansichtig wurde, rieb er sich mit geheimnißvollem Lächeln die Hände, — ein Lächeln, das seinem häßlichen Gesichte mit den gespaltenen Lippen einen noch viel häßlicheren Ausdruck verlieh. Auf die Frage des Padischah: was denn die Aufrührer eigentlich wollten? antwortete der liebe Mann ganz demüthiglich: das wisse er wirklich selber nicht!

Dieses höhnische Lächeln, dieses schadenfrohe Reiben der Hände, an denen ihm sein ehemaliger Gebieter wegen eines Schelmenstreiches die Daumen abschneiden ließ, galten allen Anwesenden für eine sehr schlimme Vorbedeutung.

Elhadsch Beschir Aga versah damals bereits seit vierzehn Jahren sein Amt und hatte während dieser Zeit acht Großveziere begraben und eben so viele ihrer Würde entsetzen gesehen.

Wie sollte der arme Mann wissen, was die Aufrührer wollten?

Damad Ibrahim hielt es für das Gerathenste, den ehemaligen Richter von Stambul, Szulali Hassan, holen zu lassen, da der Kapudan Pascha vom Ausrufer diesen Namen neben dem Halil Patrona's nennen gehört hatte.

Szulali war eben in seinem Sommerlusthause und eilte auf dun ersten Ruf nach dem Serail; dort betheuerte er, sein Name sey von den Rebellen mißbraucht worden, und er wisse von ihrem ganzen Vorhaben auch nicht eine Sylbe.

»So nimm Dir den Chasszeki Aga und zwanzig Bostandschis mit, — suchet Halil Patrona auf und fraget ihn, was er eigentlich verlangt.«

»Es ist wirklich Schade, diese ehrenwerthen Leute zu bemühen, mächtigster Sultan,« sagte Abdi mit unverhohlener Bitterkeit; »wenn Dir darum zu thun ist, so kann auch ich Dir sagen, was die Rebellen verlangen, denn ich habe es Schwarz auf Weiß an den Straßenecken gelesen. Sie verlangen die Auslieferung deiner vier Minister, drei davon sind: der Mufti, der Großvezier, der Kiaja, der vierte ist meine Wenigkeit. Liefere uns aus — aber nicht lebend; laß uns hinrichten und Du wirst ihnen den Mund gestopft haben. Wirf uns ihnen in den Rachen, damit sie gesät-

tigt werden. Du weißt, daß selbst das wüthendste Raubthier Niemanden mehr etwas zu Leide thut, wenn es einmal satt ist.«

Der Sultan wagte es nicht die Augen aufzuschlagen, aber er that, als ob er die Worte des Kapudan nicht gehört hätte, und befahl dem Chasszeki Aga:

»Suche Halil Patrona auf und begrüße ihn im Namen des Padischah!«

. . . Halil Patrona, der Trödler, der Tabakkrämer, sollte im Namen des Padischah, des Herrn aller Länder, des Fürsten aller Fürsten, des Gebieters aller Schahs, Chans, Deys und Großmoguls, begrüßt werden. — Wer hätte das noch vor drei Tagen für möglich gehalten!

»Und melde ihm,« fuhr der Sultan fort, »daß alle gerechten Wünsche des Volkes erfüllt werden sollen, wenn es verspricht, daß es dann wieder friedlich auseinandergehen wolle.«

Szulali und der Chasszeki Aga mit den zwanzig Bostandschis bahnten sich durch die dichtgedrängten Volksmassen einen Weg bis zur mittleren Moschee. Unterwegs wurden nicht mehr als neun Bostandschis von den Rebellen erschlagen, die übrigen eilf erreichten glücklich die Moschee.

Dort saß — wie einst Dschingischan — auf einer ausgebreiteten Kamehlhaut der Rebellenhäuptling Halil und dictirte den vor ihm sitzenden Softas Befehlsschreiben und Ernennungsdecrete.

Als ihm die wachhabenden Janitscharen meldeten, der Chasszeki des Sultans sey draußen und wünsche mit ihm zu sprechen, erwiederte er ganz trocken:

»Er kann warten; zuerst kommen würdigere Männer an die Reihe.«

Und wer waren diese würdigeren Männer?

Der alte Meister Suleiman, der mit Gewalt von seinem Hausboden, wo er sich versteckt hatte, hierher geschleppt wurde und für welchen Halil so eben das Ernennungsdecret zum Reis Effendi dictirte.

Halil Patrona trug noch immer die Uniform eines gemeinen Janitscharen: den blauen Dolman, die bis ans Knie reichenden Pluderhosen, unter denen die nackten Waden hervorschauten; nur am Turban hatte er den schwarzen Reiherbusch mit einem weißen vertauscht, und an seiner Seite hing das Schwert des Großveziers, dessen Palast in der Vorstadt Galata eine Stunde zuvor der Erde gleich gemacht worden war.

Mit dem in den Griff dieses Säbels gravirten Siegel beglaubigte Halil die von ihm ausgefertigten Urkunden.

Nach Suleiman kam der Sattler Mohammed an die Reihe, — ein starker, festgebauter Mann, der's im Ringen mit Zweien oder Dreien aufnahm; den machte Halil zum Aga.

Dann folgte ein Esauß, Namens Orli, den ernannte er zum General-en-chef, — Ibrahim, einen ehemaligen Schulmeister, mit dem Spitznamen »der Verrückte«, zum Oberrichter von Stambul, und in dem Augenblicke als Szulali eintrat, winkte er auch diesen zu sich und sagte zu ihm:

»Du wirst Statthalter von Anatoli.«

Szulali verbeugte sich tief.

»Ich danke Dir, Halil. Mache aus mir, was Du willst; aber zuvor höre an, was Dir der Padischah durch mich sagen läßt, denn ich bin noch immer sehr in Zweifel, ob Du eigentlich Herr der Moslims bist oder Sultan Achmet? Darum sage mir vor Allem, was verlangt Ihr vom Sul-

tan? Wenn eure Wünsche gerecht und billig sind und wenn Ihr dann wieder friedlich auseinander zu gehen versprechet, so soll Euch Alles gewährt werden.«

Halil richtete sich rasch empor und antwortete mit strenger, stoischer Miene:

»Was wir verlangen, läßt sich in wenige Worte fassen: wir verlangen, daß die vier Hauptverräther ausgeliefert werden, die an allem Unheil, welches das Land getroffen, Schuld sind, nemlich: der Kulkiaja, der Kapudan, der Mufti und der Großvezier.«

Szulali schüttelte den Kopf.

»Du verlangst zu viel, Halil.«

»Heute verlange ich viel, morgen werde ich mehr verlangen. Wenn Ihr heute einwilligt, so habt Ihr morgen Ruhe; kommt Ihr aber erst morgen, dann sollt Ihr weder morgen noch übermorgen Ruhe haben.«

Szulali kehrte zum Sultan und den Ministern zurück, welche noch immer beisammen waren.

Mit unbeschreiblicher Spannung sahen sie der Antwort Halil's entgegen.

Aber Szulali wagte es nicht, Alles auf einmal zu sagen; er ließ es tropfenweise aus sich herauspumpen.

»Ich weiß nun, was die Rebellen wollen; sie verlangen die Auslieferung des Kiaja Beg.«

Der Kiaja wurde todtenblaß.

»Er ist ein alter treuer Diener meines Hauses,« seufzte der Sultan; »doch wenn's nun einmal seyn muß, so sollen sie ihn haben.«

Der Kiaja taumelte fast besinnungslos zu den Bostandschis hinüber.

»Ferner verlangen sie . . .« fuhr Szulali fort.

»Noch mehr?«

»Sie verlangen auch den Kapudan Pascha.«

»Auch ihn? Meinen bewährtesten Helden?« rief der Sultan schmerzerfüllt.

»Mash = Allah!« entgegnete der Kapudan heiter, »mich können sie haben.« Dann stellte er sich mit unerschütterlichem Gleichmuthe unter die Bostandschis. »Weine nicht um mich, mächtigster Padischah. Der Held wird auch auf dem Schaffot einen Heldentod zu sterben wissen; dort wie überall sterbe ich ja für Dich. Führt uns fort, Bostandschis. Was zittert Ihr Jungen? Wer von Euch versteht es am besten, die Schnur zusammenzuziehen? Na, seyd außer Sorgen, ich will Euch's schon lehren; ich werde mir die Seidenschnur schon selber zurecht legen. Es lebe der Sultan!«

Damit verließ er, ohne den Säbel abzulegen, und den Bostandschis vorauseilend, den Saal.

»Dann verlangen sie noch den Großvezier und den Mufti,« platzte Szulali endlich heraus.

Der Sultan fuhr entsetzt von seinem Sitze empor.

»Nein, nein, das kann nicht seyn! Du wirst schlecht gehört haben. Der Mann, der Dir geantwortet, muß wahnsinnig gewesen seyn oder er ließ sich zu sehr vom Zorn übermannen. Soll ich meine besten Leute um solcher Fehler willen opfern, die ich selber beging und von denen gerade sie mich abhalten wollten? Ihr Blut würde gegen mich zum Himmel schreien. Gehe zurück, Szulali, und sage Halil: ich bitte, ich beschwöre ihn, er möge abstehen von dem Verlangen, diese zwei weißen Bärte im Staube liegen zu sehen, — er möge sich damit begnügen, wenn der Großvezier und der Mufti entsetzt und verbannt werden; sie sind fürwahr nicht schuldig. Trachte auch, den Kapudan und

den Kiaja zu retten; sie sollen vor deiner Rückkehr nicht ausgeliefert werden.«

Szulali begab sich abermals zu Halil. Vom Kapudan und Kiaja getraute er sich gar nicht zu sprechen. Er wußte, daß der Kapudan Gül-Bejaze gefangen nahm, als sie zur See flüchten wollte und daß der Kiaja sie in das Gefängniß für ehrlose Dirnen sperren ließ; er flehte daher nur um Gnade für den Großvezier und den Mufti.

Halil schien eine Weile zu überlegen . . . Da erinnerte er sich plötzlich der Vorfälle im Palaste an den süßen Gewässern, er erinnerte sich daß Gül-Bejaze auch in den Armen des Großveziers ohnmächtig geworden und nun hörte er nichts mehr von all dem, was ihm Szulali von Ibrahims weißem Barte erzählte.

»Der Großvezier muß sterben,« antwortete er, »Abdullah möge leben — in der Verbannung (er hat Gül-Bejaze nie etwas zu Leide gethan).«

Szulali kehrte nach dem Serail zurück.

»Den Mufti will Halil leben lassen, aber die anderen Drei müssen sterben.«

Achmet sprang, dem verwundeten Löwen gleich, von seinem Divan empor und riß den Säbel aus der Scheide.

»Nun so kommt heran, Ihr tapferen Rebellen! Wenn Ihr die Köpfe meiner Diener wollt, so holt Euch sie . . . holt Euch sie aus meinen Händen . . . Nein, ich lasse keinem von Euch auch nur ein Haar krümmen und wenn sie Euch holen kommen, so sollen sie erfahren, ob Mohammeds Schwert noch eine Schneide habe! Steckt die Fahne des Propheten am Thore des Serails aus. Wer ein Rechtgläubiger ist, der tritt auf meine Seite. Sendet Ausrufer

in die Straßen und lasset verkünden: das Serail sey in Gefahr und wer einst im Himmel Allah's Angesicht zu sehen wünscht, der möge zur Vertheidigung der Fahne herbeieilen! Ich werde die Bostandschis um mich versammeln und mit ihnen die Thore des Serails vertheidigen.«

Die beiden Greise küßten die Hand des Sultans . . . hätte er sich rechtzeitig zu ermannen gewußt, wie ganz andere Dinge würde uns die Geschichte von ihm zu erzählen haben!

Oberhalb des Mittelthores wurde sogleich die »Fahne der Gefahr« ausgesteckt und blieb dort bis zum frühen Morgen.

Gegen Morgen kamen auch die Ausrufer zurück und meldeten, es sey ihnen nicht möglich gewesen, über die Moschee Aja Sofia hinaus zu gelangen, — das Volk habe ihre Aufforderung mit einem Steinhagel beantwortet.

So hing denn die grüne Fahne einsam und verwaiset vor dem Thore des Serails, Niemand schaarte sich um sie, ja nicht einmal der Wind schien sich um sie zu kümmern und so senkte sie denn matt und verdrossen die Fittige gegen den Schaft hinab.

Die Aussteckung der grünen Fahne am Thore des Serails ist ein höchst seltenes Ereigniß in der türkischen Geschichte. Es pflegte dies stets nur in Zeiten höchster Gefahr zu geschehen und war eine dringende Aufforderung an jeden Muselmann, die Waffen zu ergreifen, den Herd und die Pflugschar zu verlassen und zum Schutze Allah's und seiner Gesalbten herbeizueilen. Jeder Osmane, der zu solcher Zeit noch säumte, Gut und Blut dem Padischah zu Fü-

ßen zu legen, schien unrettbar der ewigen Verdammniß anheim gefallen.

Es läßt sich hieraus die entsetzliche Größe jenes Schreckens ermessen, der sich aller Bewohner der Serails bemächtigte, als sie sahen, daß sich Niemand um die heilige Fahne kümmere. Die Ausrufer versprachen jedem Soldaten, der unter diese Fahne tritt, ein Handgeld von dreißig Piaster und eine tägliche Soldzulage von zwei Aspern; fünf oder sechs Männer folgten dem Rufe, aber so viele auf der einen Seite herbei kamen, eben so viele schlichen sich auf der andern wieder davon und Nachmittags war Niemand unter der Fahne zu sehen.

Abends wurde die Fahne am zweiten Thore ausgesteckt, oberhalb dessen die höchsten Staatsbeamten schliefen; die Veziere befanden sich unterdessen im Audienzsaale, der Statthalter Damadzade lag krank im Gemache des Sultan Murad, der Mufti und die Ulemas lagen in der von den Bostandschis besetzten Vorhalle umher. Sultan Achmet begab sich die ganze Nacht nicht zu Bette, sondern schritt in höchster Unruhe von Gemach zu Gemach und erkundigte sich fortwährend, ob denn noch Niemand von der Armee ihm zu Hilfe komme? ob sich Niemand unter die heilige Fahne stelle? Kalter Schweiß stand ihm an der Stirne, als er überall ein bitteres »Nein« als Antwort vernahm. Die Wachposten auf den Dächern meldeten, die Wachfeuer der Rebellen seyen bereits bedeutend nähergerückt, als sie in der vergangenen Nacht waren; gegen Scutari hin sey jedoch kein einziges Wachfeuer zu sehen, — ein Beweis, daß auch die Armee ganz im Stillen nach Stambul zurückgekehrt sey und mit den Aufrührern gemeinsame Sache mache.

Um sich von der Wahrheit all dieser Angaben zu über-

zeugen, bestieg Sultan Achmet selber das Dach, dann schritt er wieder von unsäglicher Angst gefoltert von Saal zu Saal, um zu sehen, ob der Großvezier, der Kiaja und der Kapudan nicht etwa schlafen.

Der Kapudan schlief wirklich, der Kiaja lag von Fieber gerüttelt, der Großvezier betete, — gewiß nicht für sich, sondern nur für den Sultan! Endlich erwachte der Kapudan; die Angst, welche der Sultan um ihretwillen ausstand, ging ihm zu Herzen.

»Was gehst Du so unruhig auf und nieder und weckst uns jeden Augenblick aus dem Schlafe, mächtiger Padischah? Wir sind nicht todt, — sey unbesorgt und begib Dich auch in deinen Harem zur Ruhe, die Aufrührer haben es ja nur auf uns abgesehen. Allah kerim! Was liegt daran, wenn wir einmal einen etwas längeren Schlaf thun? — einen Schlaf auf ewig, wie man hienieden sagt?! Wenn die Posaunen der Engel zur Auferstehung rufen, dann erwachen wir sicherlich eben so gut, wie alle Anderen . . .«

Achmet nahm sich die Worte des Kapudan zu Herzen und verschwand gegen Morgen aus den Gemächern; als man ihn später suchte, wollte er den Harem nicht verlassen.

Die vier Männer wußten schon, was das zu bedeuten habe.

Beim ersten Morgengrauen wurde der Mufti von Szulali Effendi und Ispirizade zum Frühgebete abgeholt.

Die Ulemas waren bereits in der Moschee versammelt; als der Mufti ihrer ansichtig wurde, traten ihm die Thränen in die Augen und schluchzend sprach er zu ihnen:

»Seht, hier bringe ich Euch meinen weißen Bart!

Wenn Ihr meint, er sey nicht in Ehren weiß geworden, nun so waschet ihn mit meinem Blute rein; — nehmt mir die wenigen Tage, die mir Allah noch zum Leben gegönnt, wenn sie Euch zu viel scheinen.«

Die Ulemas aber standen ehrerbietig auf, erhoben ihre Hände und riefen:

»Davor möge uns Allah bewahren!«

Als das Gebet beendet war, begaben sie sich durch die inneren Gärten nach dem Kiosk Eriwan, wo ihrer bereits der Großvezier harrte; bald kamen auch der Kapudan und der Kiaja hinzu, ganz zuletzt der kranke Damadzade, der Richter von Medina, Mustapha Effendi und Segban Pascha.

»Ihr seht hier einen verlorenen Menschen vor Euch,« rief der Großvezier den Eintretenden entgegen, »ich und meine Collegen sind die Sühnopfer; der Mufti wird vielleicht mit dem Leben davonkommen, wir andern Drei sehen den Morgenstern nicht mehr aufgehen, es konnte nicht anders kommen. Wir mußten den Sultan retten und unser Leben ist der einzige Preis, um den das seine zu erhalten ist.«

»Ich habe es längst gesagt,« fügte der Kapudan Pascha hinzu, »man hätte uns schon gestern den Rebellen ausliefern sollen; ich fürchte, es werde heute schon zu spät seyn, ich fürchte, daß heute mit uns auch der Sultan verloren ist. Man hätte nicht erst die Fahne der Gefahr ausstecken, sondern uns augenblicklich hinrichten sollen.«

»Ihr Drei begebt Euch nach der Richtstube,« sagte der Vezier zu seinen Gefährten, »binnen Kurzem folge ich Euch dahin; ich warte nur noch auf den Kislar Aga, der mir das Siegel des Reiches abnimmt und mich dadurch all meiner Amtspflichten enthebt.«

Die drei Männer nahmen zuerst von Damad Ibrahim

Abschied, dann umarmten sie einander und ließen sich von den Bostandschis fortführen.

Nun mußten die Ulemas vor Allem einen neuen Mufti wählen; Damadzade schützte seine Kränklichkeit vor, um die auf ihn gefallene Wahl abzulehnen. Die Ulemas wählten nun den Richter von Medina und vollzogen an ihm die Investitur in Ermanglung eines weißen, mit einem grünen Mantel. *)

Dann wählten sie aus ihrer Mitte zwei Männer: Seid Mohamed und Amadzade, um die geheimen Unterhandlungen zwischen dem Kislar Aga, als Boten des Sultans, und Halil Patrona fortzusetzen.

Damad Ibrahim kannte den Kern dieser geheimen Unterhandlungen nur zu gut und — segnete Allah, in dessen Hand das Schicksal der Menschen ruht.

Sultan Achmet saß in seinem Lustgemache, neben ihm die schöne Aldschaliß, vor ihm die vier blühenden Tulpen, die ihm Abdi Pascha Tags zuvor geschenkt hatte . . . Ach, die vier Tulpen blühten auch jetzt noch so schön!

Aldschaliß schlang den Arm um den Nacken des Sultans und küßte ihn auf die Stirne, gleichsam als wollte sie aus seiner Seele die trüben Gedanken hinwegbannen, welche ihm keine Zeit zur Ruhe, keine zur Freude, keine zum Lieben gönnten.

Nur an den Tulpen hängt sein düsteres Auge; in ihren Anblick versunken, gewahrt er kaum, daß der Kislar Aga Elhadsch Beschir vor ihm stehe und ihm ein beschriebenes Pergamentblatt vorhalte.

»Herr, lies hier die Antwort der Ulemas an Halil

*) Hammer-Purgstall: Geschichte des osm. Reiches.

Patrona und wenn sie Dir gefällt, bestätige sie mit deiner Namensunterschrift.«

»Was wollen sie?« fragte Achmet leise, dann zog er ein Messer aus dem Gürtel und wühlte damit ringsum die Erde auf, in welcher die Tulpen steckten.

»Die Rebellen verlangen vor Allem die Versicherung, daß sie nicht verfolgt werden.«

»Die sollen sie haben.«

»Ferner verlangen sie die Auslieferung des Kiaja Beg.«

Der Sultan schnitt rasch eine Tulpe ab und reichte sie dem Kislar Aga hin.

»Da . . . nimm!«

Der Kislar Aga nahm erstaunt die Tulpe aus der Hand des Sultans und fuhr fort:

»Dann solle ihnen auch der Kapudan Pascha ausgeliefert werden.«

Der Sultan schnitt die schönste der noch übrigen drei Tulpen ab.

»Da hast Du!«

»Der Mufti soll verbannt werden.«

Der Sultan riß die dritte Tulpe sammt dem Knollen aus und warf sie dem Kislar Aga hin.

»Auch diese!«

»Endlich den Großvezier.«

Die letzte Tulpe schleuderte Achmet sammt dem Geschirr zu Boden und verhüllte dann sein Angesicht.

»O, verlange nicht mehr, ich bitte Dich darum . . . Du siehst ja, daß ich Alles hingegeben habe.«

Damit reichte er seinen Siegelring hin, in welchen sein Namenszug gravirt war, der Kislar Aga drückte das Siegel auf die Urkunde und entfernte sich dann eilends.

Unterdessen schritt der Großvezier im Garten des Serails auf und nieder; hier suchte ihn der Kislar Aga auf, mit ihm kamen die Abgesandten des Halil Patrona, Szuleiman, der neuernannte Reis Effendi, Orli und Szulali. In ihrer Gegenwart schritt der Kislar Aga auf Damad Ibrahim zu, küßte zuerst die vom Sultan unterfertigte Urkunde und überreichte sie dann dem Großvezier.

Damad Ibrahim berührte die Schrift mit der Stirne, dann mit den Lippen, durchlas sie, zog seinen Siegelring vom Finger ab und übergab ihn sammt der Urkunde dem Kislar Aga.

»Möge derjenige, der diesen Ring nach mir tragen wird, glücklicher und weiser seyn, als ich. Bringe dem Sultan meinen letzten Gruß. Ihr aber meldet Halil Patrona, daß Ihr Damad Ibrahim in die Richtstube gehen und die Thüre des Henkergemaches hinter sich verschließen sahet.«

Der Großvezier blickte umher und fragte, ob Niemand da sey, der ihn bis zum Henkergemache geleiten wolle: da sprang rasch ein Kajkdschi (Schiffer) vor und erbat sich die Erlaubniß den Großvezier begleiten zu dürfen.

Der Schiffer hatte einen ebenso langen grauen Bart wie der Großvezier.

»Woher kennst Du mich?« fragte Damad Ibrahim den alten Knaben.

»Ich habe einst vor Belgrad mit Dir gekämpft, da wir Beide noch jung waren.«

»Wie heißest Du?«

»Manoli.«

»Ich kann mich Deiner nicht mehr erinnern.«

»Aber ich Deiner; denn Du hast mich aus der Gefan-

genschaft losgekauft und mich pflegen lassen, als ich verwundet war.«

»Und deshalb begleitest Du mich jetzt nach dem Henkergemache . . . Ich danke Dir!«

Während des Gespräches hatten Beide den Garten durchschritten und die Thüre des erwähnten Gemaches erreicht; der Großvezier und Manoli traten ein.

Der Kislar Aga aber und die Abgesandten der Rebellen warteten, bis Manoli endlich zurückkam; er hielt die Hände vor die Augen, wahrscheinlich um seine Thränen zu verbergen. Der Großvezier war in jenen schauerlichen Räumen zurückgeblieben.

»Morgen werdet Ihr seinen Leichnam sehen können,« sagte der Kislar Aga beim Abschiede von den Abgeordneten.

»Wir hätten sie doch lieber lebend gehabt,« erwiederte der neugebackene Reis Effendi mit echt barbarischer Grausamkeit.

Szulali kehrte noch am nemlichen Abend zurück und meldete, Halil habe gegen die Freilassung des Muftis nichts mehr einzuwenden.

Nach Mitternacht verließ der Greis seine Gefährten, aber noch graute der Morgen nicht und schon wurde er wieder vor den Großherrn beschieden.

Der Kislar Aga hatte dem Sultan die Aeußerung des Reis Effendi, »wir hätten sie doch lieber lebend gehabt,« hinterbracht und das ließ den guten Achmet die ganze Nacht über kein Auge schließen.

»Nein, nein!« rief er aus, »lebend soll man sie nicht haben; man soll sie nicht quälen, nicht stückweise hinmorden. Lieber sollen sie hier sterben, in meinem Palaste,

binnen wenigen Augenblicken, ohne Angst und Martern nach kurzem Leiden, beweint, betrauert.«

»Dann lasse sie sogleich tödten, Herr,« sagte der Kislar, »sonst verlangen die Rebellen am Morgen, daß sie ihnen lebend ausgeliefert werden.«

»Warte noch . . . warte noch bis zum Morgen . . . . Wie, wolltet Ihr sie des Nachts hinrichten? . . . Des Nachts sind die Thore des Himmels verschlossen, des Nachts gehen nur die bösen Geister der Finsterniß frei umher . . . Ich lasse Niemanden des Nachts tödten, wartet, bis der Morgen graut.

Und als der Morgen zu grauen anfing, trat der Kislar Aga auch schon wieder vor den Sultan hin.

»Herr, der Morgen graut!«

»Rufe mir den Mufti und Szulali«

Die Beiden kamen.

»Geht und bringet den Tod Jenen, die ihm geweiht sind.«

Beide sanken auf die Kniee.

»Warum diese Eile, o Herr?« flehte der alte Ulema, die Füße des Padischah küssend.

»Weil die Rebellen sonst verlangen könnten, daß ihnen ihre Opfer lebend ausgeliefert werden.«

»So ist's,« bestätigte der Kislar-Aga; »auf dem Platze vor dem Kiosk wimmelt es von Menschen, welche dieses Verlangen ganz laut aussprechen.«

Der Sultan schauderte zusammen.

»Eilet, eilet, damit sie nicht lebend in die Hände der Rebellen fallen.«

»O Herr,« bat Szulali, »erlaube mir, daß ich mit dem Imam der Aja Sofia hinabgehe, um zu sehen, ob die

Rebellen sich wirklich vor deinem Palaste zusammenrotten.«

Der Sultan nickte zustimmend.

Szulali Hassan und Ispirizade eilten zum Thore des Serails hinaus, durchliefen den Platz vor dem Kiosk und fanden Niemanden. Aber sie begnügten sich damit nicht: sie wollten sich überzeugen, ob die Rebellen nicht vielleicht von einer andern Seite herkämen, und gingen daher rings um das Serail herum.

Der Sultan zählte unterdessen die Minuten und war über das lange Ausbleiben der Abgesandten sehr beunruhigt.

»Sie hätten den Weg bis zum Kiosk und zurück während dieser Zeit schon zweimal zurücklegen können,« bemerkte der Kislar Aga. »Wahrscheinlich fielen sie den Rebellen in die Hände und werden nun von diesen zurückgehalten, um uns keine Nachricht geben zu können.«

Der Sultan war in Verzweiflung.

»Eile, eile!« rief er dem Kislar Aga zu, er — selbst flüchtete nach den inneren Gemächern.

Nach zehn Minuten kehrten Szulali und der Imam zurück und meldeten, daß ringsum keine Seele zu sehen und das Serail von keiner Seite her bedroht sey . . . Der Kislar Aga führte sie unter das Thor; dort stand ein Wagen, mit einer Binsenmatte überdeckt und mit zwei Ochsen bespannt; der Kislar Aga hob die Decke in die Höhe, das dämmernde Licht der Morgenröthe fiel auf drei Leichen: es war der Kiaja, der Kapudan Pascha und der Großvezier.

* *
*

Gül-Bejaze wiegt sich unterdessen selig in den Armen ihres Gatten. Zu den Fenstern des prächtigen Palastes schallen die Lebehoch-Rufe für Halil herein, der in diesem Augenblicke Herr Stambuls und des ganzen osmanischen Reiches ist.

Aber Gül-Bejaze flüstert ihrem Gatten zu, um wie viel lieber sie statt in dem prächtigen Palaste in einem stillen einfachen Häuschen, von den trauten Olivenbäumen Anatoliens umschattet, wohnen würde.

Halil streicht seinem Weibe die wogenden Locken von der bleichen Stirne und läßt sich immer und immer wieder jene empörenden Vorfälle erzählen, die sich im Serail, in der Gefangenschaft des Kapudan Pascha, im Kerker der ehrlosen Dirnen zugetragen. Warum sucht er immer neue Nahrung für den ohnehin hoch auflodernden Haß seines Herzens?

Schaudernd erzählt ihm Gül-Bejaze Alles wieder... Zu Füßen ihres Gatten stehen drei Körbe voll Blumen, die ihr Halil so eben als Geschenk gebracht.

Aber am Boden der Körbe liegen noch viel werthvollere Spenden.

Er beugt sich zum ersten hinab, beseitigt die Blumen . . . am Boden der Korbes liegt ein blutiges Haupt.

»Wer ist das?«

Schaudernd stammelt Gül-Bejaze den Namen des Kapudan Pascha Abdi.

Auch im zweiten Korbe ruht ein blutiges Haupt.

»Und wer ist das?«

»Das ist der Kiaja Beg,« flüsterte das Weib entsetzt.

Nun schritt Halil an den dritten Korb und schob die frischen Blumen bei Seite; am Boden lag, von einem langen grauen Barte umflossen, mit geschlossenen Augen, ein blutiges Haupt.

»Und das?« fragte Halil.

Der zarte Leib Gül-Bejaze's bebte in den Armen des Gatten, als er sie nöthigte, die blutigen Köpfe zu betrachten. Aber als sie das dritte Haupt erblickte, schüttelte sie verwundert den Kopf.

»Den kenne ich nicht!«

»Du kennst ihn nicht? Sieh ihn nur besser an! Sollte der Tod seine Züge so sehr entstellt haben? Es ist Damad Ibrahim, der Großvezier.«

Staunend blickte Gül-Bejaze ihren Gatten an, aber sie faßte sich plötzlich und sagte dann rasch:

»Ja, ja, er ist's. Es ist Damad Ibrahim . . . der Tod hat seine Züge auf den ersten Blick unkenntlich gemacht.«

»Ich habe Dir gesagt: sie spielten mit deinem Herzen, Du wirst mit ihren Köpfen spielen; willst Du noch mehr?«

»O nein, nein, Halil! dieser Anblick erfüllt mich mit Angst und Grauen; ich schaudere, wenn ich diese stummen Köpfe betrachte.«

»So bedecke sie wieder mit Blumen und Du wirst wähnen, es ständen Blumenkörbe vor Dir.«

»Nein, nein, Halil! Laß sie begraben! Ich will Dich nicht fürchten, nur lieben, lieben, wie ich Dich bisher geliebt . . . O kämst Du doch mit mir nach den trauten Olivenhainen Anadolis, wo uns Niemand kennt . . .«

»Was sprichst Du da? Jetzt sollte ich fort, jetzt, wo der Glanz meines Ruhmes den der Sonne verdunkelt, wo der Klang meines Namens durch die bewegten Tage, durch die stillen Nächte tönt? Ist es nicht auch dein Wunsch, mit Ruhm und Ehren überschüttet zu werden?«

»O Halil! Rose und Palme entwachsen zugleich demselben Boden, und doch strebt die Palme himmelan, während die Rose sich bescheiden in der Nähe der mütterlichen Brust der Erde hält? Laß mich still und ungekannt an deiner Seite durchs Leben ziehen und theile mit mir nichts als deine Liebe, — der Ruhm sey ganz dein, dein allein!«

Halil umarmte und küßte seine Gattin zärtlich; da sie es wünschte, ließ er die drei Köpfe im Garten des Palastes unter drei schattenreichen Rosmarinsträuchen begraben.

Dann nahm er von Gül-Bejaze Abschied, die Abgesandten des Volkes harrten bereits ihres Führers, um ihn nach der Moschee Zulejmaja zu geleiten, wo er sich mit den Abgeordneten des Sultans besprechen sollte.

Um schneller zur Moschee zu gelangen und sich nicht durch die dichten Volksmassen drängen zu müssen, eilte Halil nach dem Canal, bestieg den nächstbesten Kajk und befahl dem Schiffer, ihn gegenüber der Zulejmaja ans Land zu setzen.

Während der Fahrt fiel sein Blick zufällig auf die Züge des Schiffers.

»Wie heißest Du, mein guter Alter?« fragte Halil.

»Manoli, gnädiger Herr!«

»Nenne mich nicht gnädiger Herr, Du siehst wohl

an meiner Kleidung, daß ich nur ein gemeiner Janitschare bin.«

»O, ich kenne Dich besser; Du bist Halil Patrona, dem Allah ein langes Leben schenken möge!«

»Auch Du scheinst mir so bekannt; Du hast gerade solch einen langen weißen Bart, wie Damad Ibrahim, der gewesene Großvezier.«

»Das hat man mir schon oft gesagt, Herr.«

Gegenüber der Zulejmaja lenkte der Schiffer den Kahn ans Land; Halil drückte dem Alten einen Golddenar in die Hand, und der alte Mann küßte ihm dafür hocherfreut die Hände.

Halil betrachtete den Greis geraume Zeit.

»Manoli!«

»Was befiehlst Du, Herr?«

»Siehst Du dort die Sonne hinter den Bergen herauf kommen?«

»Ja, Herr.«

»Ehe die Schatten der Berge noch einmal nach dieser Seite hinfallen, trachte Du hinter ihnen zu seyn; der nächste Sonnenaufgang möge Dich nicht mehr hier finden!«

Der Schiffer kreuzte die Arme über die Brust, verneigte sich und ruderte dann mit seinem Kahne von dannen.

Halil Patrona aber eilte nach der Moschee.

Dort harrten seiner bereits die Abgesandten des Sultans; der Scheik Suleiman ging ihm entgegen.

»Halil! dein Wunsch ist erfüllt, die Leichname der drei Männer sind dem Volke ausgeliefert, ihre Köpfe Dir zugeschickt worden.«

»Wer waren diese drei Männer?« fragte Halil finster.

»Der Kiaja Beg, dessen Leichnam auf den Kreuzweg vor dem Atmeidanthore hinausgeworfen wurde.«

»Und der zweite?«

»Der Kapudan Pascha, — sein Leichnam wurde an der Fontaine Khorkhor ausgesetzt.«

»Und der dritte?«

»Der Großvezier Damad Ibrahim; sein Leichnam liegt auf dem Platze vor dem Serail, gerade an jener Fontaine, welche er selber bauen ließ.«

Halil warf dem Scheikh einen durchdringenden Blick zu, dann entgegnete er kalt und ruhig:

»So wisse denn, Scheikh Suleiman, daß Du jetzt gelogen hast, die dritte Leiche war nicht die des Großveziers Damad Ibrahim, sondern eines armen Schiffers Manoli, der dem Großvezier sehr ähnlich sah und sich für ihn geopfert hat, der Großvezier ist entflohen und Niemand wird erfahren, wohin? — Das melde Jenen, die Dich hierher geschickt haben.«

IX.

Eine untergehende und eine aufgehende Sonne.

Die Leichname der drei Martyrer lagen auf der Straße.

Sultan Achmet ließ die Ulemas zusammen berufen und trat mit trauriger verstörter Miene unter sie.

Ehe er hiehergekommen, hatte er seine Kinder vor sich bringen lassen und eines nach dem anderen zärtlich geküßt.

Als er an sein zehnjähriges Söhnlein Bajezid kam, gewahrte er, daß der Knabe weine; er fragte ihn, was ihm fehle? »Ach, Vater,« entgegnete das Kind, »denen geht's gut, die deine Feinde sind, aber die Dich lieben, sind schlimm daran; wie soll's erst uns ergehen, die wir Dich unter Allen am meisten lieben? Viele von unseren Schwestern wandeln in grauen Trauerkleidern umher; sieh nur die bleichen Wangen Umettallahs, die verweinten Augen Szabiha's, den verstörten Blick Ezma's, sie sind Witwen und Waisen, Du hast ihre Gatten, ihre Väter ermorden lasssen.«

»Um Euch zu retten,« stammelte Achmet, die Kinder fest und innig in die Arme schließend.

»Damit wirst Du uns doch nicht gerettet haben.«

Diese Worte zitterten in Achmet's Brust noch lange nach.

Er bestieg den Thron, die Ulemas nahmen auf den Divans ringsum Platz; dem Sultan gegenüber saß Ispirizade, der Oberimam; neben diesem stand Szulali.

»Das Blut der Opfer ist geflossen,« begann Achmet mit trauriger, unsicherer Stimme, »ich habe meine treuesten Diener Preis gegeben. Nun sprecht, was verlangen die Rebellen noch weiter? Warum erschallen noch immer ihre Posaunen, warum lodern ihre Wachfeuer noch immer? Worauf warten sie noch?«

Immer und immer klangen in seiner Seele die Worte seines Söhnleins wieder: »Denen geht's gut, die deine Feinde sind, aber die Dich lieben, sind recht schlimm daran.«

Niemand antwortete dem Sultan.

»Antwortet! Was habt Ihr darauf zu erwidern?«

Neuerdings tiefe Stille. Die Ulemas sahen einander an. Einige winkten Szulali, er möge sprechen; Szulali

stand in der That da, als ob er antworten wollte; aber bald ließ auch er sich lautlos auf seinen Sitz nieder.

»Nun so redet doch! Ich habe Euch nicht deshalb rufen lassen, damit Ihr erst einander und dann mich anstarret, sondern damit Ihr mir Antwort gebet.«

Die Ulemas schwiegen, stumm saßen sie im Kreise da, als ob sie nicht lebende Wesen, sondern blos einbalsamirte Leichen wären, wie man sie in den Grabgewölben der Pharaone um die Königsgräber herum sitzen findet.

»Sonderbar!« rief Achmet aus, nachdem der gesammte Senat eine Viertelstunde lang geschwiegen und die Frage des Sultans unbeantwortet gelassen hatte. »Seyd Ihr denn auf einmal allesammt stumm geworden?«

Da erhob sich endlich Ispirizade von seinem Sitze.

»Achmet! . . .«

Das war die kurze Anrede, deren er sich dem Sultan gegenüber bediente.

»Halil Patrona verlangt: Du sollest abdanken und den Thron dem Sultan Mahmud überlassen . . .«

Achmet erhob sich von seinem Sitze und richtete sich hoch auf . . . Grabesstille herrschte im Saale, mit bleichen Gesichtern saßen die Ulemas da, den starren Blick auf den Großherrn geheftet . . . Der Padischah aber stand unbeweglich auf seinem Throne, die Hand dem Imam entgegengestreckt, die Augen starr auf ihn geheftet, die Lippen halbgeöffnet, aber lautlos, regungslos . . .

So stand er lange, gleich einer Statue . . . Entsetzen erfaßte Alle, die ihn sahen, der Ispirizade fühlte seine Glieder sich versteinern, die Welt drehte sich um ihn im Kreise und nur die furchtbare Gestalt, welche ihm den

drohenden Arm entgegenstreckte, stand fest und unbeweglich vor ihm . . . Was sich in der Miene des tiefverletzten Fürsten aussprach, war ein stummer Fluch, ein unhörbares, aber heißes Gebet zu Gott und seinen strafenden Engeln: daß sie seinen Gedanken Worte leihen, daß sie in seinem Herzen lesen und das erfüllen mögen, was er auszusprechen nicht im Stande war.

Zitternd stürzte endlich die ganze Versammlung an die Stufen des Thrones. Viele schleppten sich auf den Knieen bis zu den Füßen des Padischah hin und riefen weinend und flehend:

»Vergib, vergib uns, o Herr! . . .«

Vor einer Stunde hatte man einstimmig beschlossen, Achmet müsse abdanken, und jetzt bat man ihn eben so einstimmig um Vergebung.

Langsam ließ der Padischah die zum Fluche erhobene Hand niedersinken, seine Augen schlossen sich zur Hälfte. — Lippe an Lippe gepreßt, die Hände an das Schnürwerk seines Mantels gehängt, stand er noch eine Weile regungslos und betrachtete die Ulemas, die sich zu seinen Füßen wanden; dann schritt er langsam die Stufen seines Thrones hinunter. Als er die unterste überschritten hatte, blieb er neben dem Throne stehen und sagte mit zitternder, dumpfer Stimme.:

»Ich habe zu regieren aufgehört . . . Möge ein Besserer nach mir kommen . . . Dafür verlange ich Eines, aber nur Eines: die jetzigen Herren des osmanischen Reiches mögen mir schwören, auf den Alkoran schwören, daß sie meinen Kindern nichts zu Leide thun . . . das ist Alles, was ich verlange, — geht und meldet Halil dies Begehren.«

Auf Achmet's Worte folgte abermals Todtenstille, die Ulemas hefteten die Blicke zu Boden, keiner rührte sich, um Halil die vom Sultan aufgetragene Botschaft zu überbringen.

»Verlangt man vielleicht auch den Tod meiner Kinder? Oder wagt es Niemand von Euch hinzugehen und mit den Rebellen zu reden?«

Ein vom Schlage gerührter, alter, zitternder Ulema — Derwisch Mohammed — erhob endlich seine Stimme.

»O Herr, wer würde es wagen mit dem brüllenden Löwen zu sprechen, wer hätte den Muth mit dem tosenden Samum zu unterhandeln oder wer wollte als Abgeordneter zum brausenden Meere gehen, um mit ihm zu reden?«

Finster, verzagt blickte Achmet im Kreise der Ulemas herum, — stumme Verzweiflung malte sich in seinen Zügen.

Endlich erbarmte sich Szulali des Sultans.

»Ich will hingehen,« sagte er endlich in ermuthigendem Tone, »Du hoher Herr, bleibe hier, bis ich wiederkehre, ich verspreche Dir nicht wieder zu kommen, bis die Rebellen nicht den Eid geleistet haben, den Du von ihnen begehrst.«

Nun erklärte der Ispirizade, daß auch er mit Szulali gehe; er fühlte sich nicht stark genug, den Blick des Sultans bis zur Wiederkehr Szulali's auszuhalten, — lieber ging er mit zu den Rebellen, mit denen er ohnehin nicht auf gar so argem Fuße stand.

Die Abgeordneten fanden Halil unter seinem Zelte auf dem Atmeidan.

Szulali trat vor und meldete das Begehren des Sultans.

Aber er meldete es nicht so, wie es der Sultan gestellt, nicht bittend, nicht flehend, nicht mit bitterer Ent-

sagung, wie es Achmet gethan h a t t e, sondern streng und kühn, wie es Achmet hätte thun s o l l e n.

»Der Padischah will sein und seiner Kinder Leben durch einen Eidschwur gesichert sehen,« rief Szulali den versammelten Volksführern zu, »darum sollt Ihr auf den Alkoran schwören, daß Ihr ihn und seine Kinder schonen wollet. Das schwöret im eigenen und in eurer Gefährten Namen . . . Der Padischah ist zum Aeußersten entschlossen . . . wenn Ihr den Eid verweigert, so sprengt er sich sammt dem ganzen Serail in die Luft.«

Die Rebellen waren bei dieser Meldung sehr bestürzt, — nur Halil Patrona lächelte, er wußte nur zu gut, daß diese Drohung des Sultans unmöglich eine Eingebung des eigenen Herzens seyn konnte; Achmet's sanftes Gemüth war eines solchen Entschlusses durchaus nicht fähig. Halil schlug die Arme übereinander und blickte lächelnd vor sich hin.

Da warf sich der Oberimam vor ihm aufs Angesicht und sagte in demüthigem Tone:

»O höre nicht auf die Worte meines Begleiters, Halil; der Padischah b i t t e t, er bittet flehentlichst um sein und seiner Kinder Leben.«

Halil runzelte die Stirne und rief dann erzürnt:

»Steh' auf, Ulema, und winde Dich nicht im Namen des Sultans vor mir im Staube. Die ihm nach dem Leben trachten, haben ihm nicht so Arges angethan, wie Du, da Du ihn erniedrigst. Szulali hat wahr gesprochen, der Sultan ist großer Thaten fähig; ich weiß recht gut, daß in dem Keller des Serails eine Menge Pulver aufbewahrt wird und ich will nicht, daß der Scheik ul Islam und die Blume der Nachfolger des Propheten zu Grunde gehe, darum schwöre ich Euch auf den Alkoran, daß weder ich, noch meine Ge-

fährten dem Sultan Achmet, oder dessen Söhnen, Töchtern oder Schwiegersöhnen ein Leides zufügen werden; wer gegen sie seine Hand erhebt, dem will ich selber den Schädel spalten, seine Seele aber möge von Allah's rächenden Engeln in tausend Stücke zerrissen werden, daß nie ein Stück das andere wiederfinde. Und nun geht heim . . . Friede sey mit Achmet!«

Szulali eilte mit der freudigen Botschaft zum Sultan, Ispirizade aber nach der Moschee Aja Sofia, um für die Installirung des neuen Sultans die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Achmet hatte unterdessen all seine Söhne zu sich beschieden; er ließ sie auf die unterste Stufe des Thrones hinsetzen und harrte so der Antwort, welche über Leben oder Tod entscheiden sollte.

Szulali trat mit strahlender Miene ein; in der Hand trug er den Alkoran, auf welchen Halil in seinem und seiner Gefährten Namen geschworen hatte, und legte ihn dem Sultan zu Füßen.

»Der Herr möge Dir ein langes Leben und zahllose Freuden an deinen Kindern verleihen, mächtigster Padischah!«

Achmet warf dem Sprechenden einen dankenden Blick zu und segnete Allah, den Urquell aller Gnade.

Mit der einen Hand schloß er seine Kinder an seine Brust, die andere reichte er Szulali, der sie an Stirne und Lippen drückte.

Dann ließ Achmet durch den Kislar Aga den Sultan Mahmud rufen, der seines blassen Antlitzes wegen der »bleiche Prinz« genannt wurde.

Nach einer halben Stunde erschien in Begleitung des Kislar Aga Prinz Mahmud, der Sohn Mustapha II.,

dessen Vater gerade so den Thron räumen mußte, wie es jetzt Achmet that.

Der Sultan stand auf, eilte ihm entgegen, umarmte ihn und küßte ihn auf die Stirne.

»Das Volk wünscht Dich auf dem Throne zu sehen. Sey meinen Kindern gnädig, wie ich es den Kindern deines Vaters war.«

Sultan Mahmud verneigte sich vor seinem Oheim und küßte ihm ehrerbietig die Hand.

Dann winkte Achmet seinen Söhnen und sie kamen einzeln herbei, um dem neuen Herrscher die Hand zu küssen; — die Ulemas warfen sich ringsum vor dem neuen Padischah zu Boden.

Nun schritt Achmet, zur Rechten den neuen Sultan am Arme führend, nach dem Saale des »Mantels des Propheten,« nahm dort vor dem Throne seinen eigenen diamantenbesetzten Reiherbusch ab, steckte ihn an den Turban des neuen Sultans, legte ihm die Hand aufs Haupt und segnete ihn.

»Herrsche und sey glücklich, — geliebt von denen, die Du liebst, gefürchtet von denen, die Du hassest; sey ruhmvoll und mächtig im Leben, beweint und gepriesen im Tode.«

Dann verneigte sich Achmet mit seinen Kindern dreimal und verließ, seine zwei ältesten Söhne an der Hand führend, mit gemessenen, würdevollen Schritten den Herrschersaal, den er nie wiedersehen sollte, — die Männer, die ihm einst so lieb und werth gewesen.

Im Audienzsaale übergab er das Schwert des Propheten dem Schilihdar und am Eingange des Harems seine Kinder dem Kislar Aga; zugleich trug er ihm auf, die

Sultana zu grüßen und sie zu bitten, sie möge seiner gedenken und die Kleinen dereinst seinen Namen lehren.'

Denn er sollte weder sein gutes Schwert, noch seine schöne Aldschaliß und die übrigen reizenden Odalisken, noch seine Kinder je mehr zu sehen bekommen; sie blieben für ewig seinem Blicke entzogen, denn dem entthronten Sultan gebührt nicht Schwert, nicht Weib, nicht Kind mehr. Gerade so geschah es vor sechsundzwanzig Jahren mit Mustapha II., gerade so mußte er sich von seinem Schwerte, von seinen Weibern und Kindern trennen. Achmet erinnerte sich dessen noch sehr wohl, denn nach Mustapha II. bestieg er den Thron; sein Nachfolger verfährt mit ihm nicht anders, als er mit seinem Vorgänger verfuhr.

Unterdessen eilten die Großen des Reiches von allen Seiten herbei, um dem neuen Sultane zu huldigen.

Bis spät nach Mitternacht währte der Zug, welcher sich durch den Ceremoniensaal bewegte, der ganze Hofstaat, die höchsten Beamten, die Priester und Eunuchen hatten bereits vor Mahmud das Knie gebeugt; nur die Führer der Armee fehlten noch und — Halil Patrona.

Es wurden augenblicklich Depeschen sowohl an die Armee, wie auch an die Insurgenten abgefertigt und ihnen bekannt gegeben: Sultan Achmet habe abgedankt und Mahmud statt seiner den Thron bestiegen; die Führer des Heeres wie der Insurgentenschaaren mögen daher bei Sonnenaufgang im Serail erscheinen, um dem neuen Herrscher zu huldigen . . .

Der Mond stand bereits hoch am blauen Himmel und seine Strahlen leuchteten freundlich durch die bunten Fensterscheiben des Serails herein, als die Großen des Reiches sich entfernten und Sultan Mahmud sich endlich allein sah.

Nur der Kislar Aga harrte seiner, der Mann mit dem schwarzen Gesichte, das, so zu sagen, auf sich selbst einen Schatten warf.

Mahmud reichte ihm lächelnd die Hand, welche der Kislar Aga freudig küßte.

Dann geleitete er den Sultan bis an die Thüre jener geheimen Gemächer, wo Sinnenlust und Freude ihren Sitz aufgeschlagen haben. Mahmud trat ein.

Nur drei jener reizenden Gestalten, welche den Harem Achmets geziert, hatten die ewige, liebe- und freudenleere Sclaverei den Gunstbezeigungen des neuen Sultans vorgezogen und unter denen, die geblieben waren, trat keine dem jungen Mahmud mit lächelnderer, seligerer, freudestrahlenderer Miene entgegen, als die schöne Aldschaliß, wie sie die Favorite Achmets gewesen, so ward sie nun die Favorite Mahmuds trotz der ungeheueren Umwälzung, durch welche die Niedrigsten erhöht und die Höchsten erniedrigt wurden.

Unter den vielen reizenden Gestalten, welche dem neuen Sultan entgegentraten, war sie diejenige, auf welche der vom Vorgefühle der Wonne durchschauerte Mahmud zueilte, die er an seine Brust drückte, in deren Arme er hinsank, um sich in süße Träume einwiegen zu lassen, durch deren Küsse er Angst und Sorge aus der Seele bannen wollte.

. . . Alles schläft bereits im Serail, nur die Liebe wacht noch; sich und sein Land vor Seligkeit vergessend, drückt Mahmud die reizende Sultana an seine hochklopfende Brust, — sie ist ihm das Theuerste von Allem, was er an diesem Tage errungen, aber die schöne Aldschaliß schaudert von Zeit zu Zeit unwillkürlich zusammen, wenn sie sich von den Armen des »bleichen Prinzen« so innig umschlun-

gen fühlt. Es ist ihr, als stände Jemand hinter ihr und flüsterte ihr zu und seufzte und berührte mit eisigkalter Hand ihren warmen Busen.

Vernimmt sie vielleicht das Seufzen und Flüstern desjenigen, der ferne von der Stätte der Wollust und Freude tief unten in den »Gemächern des Vergessens« sitzt und an sein verlorenes Land, an sein verlorenes Paradies zurückdenkt?!

* * *

Am folgenden Morgen erschienen die Heerführer, die Paschas und Scheikhs im Serail, um den Sultan zu begrüßen; nur die Häuptlinge der Insurgenten ließen sich noch immer nicht blicken.

Seit Szulali die Rebellen damit geschreckt, daß die Keller des Serails mit Pulver angefüllt seyen, wagte sich keiner in die Nähe des Palastes und als ihnen vor den Moscheen die Proclamationen Mahmuds verlesen wurden, riefen Alle einstimmig: »Wir gehen nicht!«

Von einem Besuche im Serail wollte Niemand hören.

»'s ist nur eine Falle,« sagte der weise Reis Effendi, »sie wollen uns hineinlocken, wie man die Fliegen auf den Honig lockt, um sie dann allesammt mit einem Streiche zu erschlagen.«

»Der Weg zum Paradiese ist uns denn doch gar zu kurz,« spöttelte Orli, der, obwohl Softa, sich dennoch nicht erblödete, so unehrerbietig vom Paradiese zu sprechen, welches ein Rechtgläubiger gar niemals schnell genug erreichen kann.

Endlich ließ sich auch der ehemalige Schulmeister, der »verrückte« Ibrahim vernehmen:

»Am besten ist's, wir suchen uns die größten Taugenichtse aus, Mörder, Räuber, dem Gefängnisse entsprungene Mordbrenner, nennen sie Halil, Musszli, Szuleiman, legen ihnen die Tracht eines Aga, Beg oder Ulema an und schicken sie nach dem Serail; kommen sie mit heiler Haut zurück, nun dann können wir in Gottes Namen auch hingehen.«

Es versteht sich beinahe von selbst, daß dieser verrückte Vorschlag allgemeinen Beifall fand; Jedermann war damit einverstanden.

Halil Patrona sah dem ganzen Treiben mit verächtlichem Schweigen zu; als aber der Vorschlag des Narren zum Beschlusse erhoben wurde, stand er rasch auf und sagte:

»Ich gehe allein nach dem Serail.«

Die Einen sahen ihn lachend, die Andern staunend an. Musszli schlug die Hände zusammen.

»Halil, sprichst Du aus dem Traume oder redest Du irre? Hältst Du Dich etwa für einen bezauberten Prinzen aus Tausend und Eine Nacht, der Wunder verübt und sich weder vor Menschen noch vor Geistern fürchtet; oder ist's Dir hier auf der Erde zu eng, daß Du gerne ein wenig in die Luft fliegen möchtest?«

»Was ich thue, hat Euch nicht zu kümmern und wenn ich mich fürchte, braucht Ihr Euch nicht statt meiner zu fürchten.«

»Aber bedenke nur, Halil . . . Wenn Du in die Höhle des Löwen treten wolltest, der eben Junge geworfen, wenn Du in die Schwefelgruben von Balsora hinabstiegest, wenn Du um einen Kupferasper nach dem Korallenwalde am Grunde des candischen Meeres hinabtauchtest, so wäre das noch immer vernünftiger gehandelt, als wenn Du allein

nach dem Serail gingest, wo Niemand anwesend ist als deine Gegner, wo selbst die Luft, selbst die Spinne an der Wand dein Todfeind ist.«

»Sie können mich tödten,« sagte Halil, mit beiden Händen an die Brust schlagend und kühn vortretend, »Sie können mich tödten, aber sie werden nicht sagen können, daß ich feige gewesen. Sie können meinen Leib in Stücke reißen, aber wenn es einst in den Chroniken heißen wird: der Pöbel von Stambul sey feige gewesen, so wird man doch wenigstens auch hinzufügen müssen, daß sich dessenungeachtet ein Mann gefunden, der den Tod nicht nur im Munde zu führen, sondern ihm im entscheidenden Augenblicke auch ins Auge zu blicken wußte.«

»Ja, sieh einmal, Halil! Wenn's sich darum handelt, sich vor die Mündung einer geladenen Kanone zu stellen, so bin ich gleich dabei und mancher Andere sicherlich auch; schon manches Schwert blitzte mir entgegen, und kein Schmied der Welt kann sich brüsten, eine Waffe verfertigt zu haben, vor der ich auch nur mit den Augen zuckte; aber wer sollte da Muth haben, wo er weiß, daß unter dem Boden, auf welchem er steht, eine ganze Hölle vergraben ist und daß es nur eines Funkens, eines kleinwinzigen Funkens bedarf — nicht größer, als er aus dem Auge eines Menschen sprüht, der eben eine tüchtige Maulschelle bekommen — um uns in die Luft zu sprengen . . . Da können wir alle beide Hände voll Schilde und Waffen haben, sie helfen uns nichts . . . Da ist's mit dem Muthe aus!«

»Ich rufe Euch ja nicht mit; ich sagte bereits, daß ich allein gehe.«

»Aber wir lassen Dich nicht! Wo denkst Du hin? Wenn Dir ein Leides widerführe, so blieben wir ohne

Oberhaupt; wir zerfallen wie ein Bündel Schilf, nachdem man das Zapfenholz herausgezogen; Dich aber würde man auslachen, wie den Hahn in der Fabel, der sich an den Spieß steckte — und braten ließ.«

»Das wird man nicht,« sagte Halil, seinen Säbel abschnallend, den er nicht nach dem Serail mitnehmen durfte. »Nimm hier meinen Säbel, Mussßli, und gib mir Acht darauf, bis ich wiederkehre und kehre ich nicht wieder, so magst Du ihn als Andenken behalten.«

»So gehst Du also wirklich?« fragte Mussßli . . . »Na, wenn Du gehst, gehe ich auch.«

Das zündete. Als die Leute sahen, daß Halil Ernst mache, schlossen sich ihm Viele an und begleiteten ihn bis an das Serail; hinein gingen sie zwar nicht, aber sie umzingelten das ungeheuere Gebäude, welches allein einen ganzen Stadttheil bildete und brachen in ein furchtbares Beifallsgebrülle aus, als sie sahen, daß Halil wirklich durch das Thor des Serails eintrat.

Allein, unbewaffnet, des Weges unkundig, schritt der kühne Parteigänger durch die ihm fremden Gemächer; an den Thüren standen Bewaffnete, die ihn ungehindert durchließen, aber die Stiele ihrer Beile sogleich wieder über die Thüre kreuzten, nachdem er an ihnen vorüber war.

Als er nach dem Audienzsaale gelangte, erfaßten ihn zwei Kapuagassi am Arme und führten ihn so nach dem Ceremoniensaale, wo Sultan Mahmud die Huldigungen entgegen nahm.

Unbeschreibliche Pracht, wie man sie eben nur am Tage einer Thronbesteigung zu entfalten pflegt, herrschte in jedem der Säle; schon der Vorsaal — sonst mit bunten Strohmatten überzogen und daher auch der Strohmatten=

saal genannt — war nach der ganzen Länge und Breite des Bodens mit kostbaren persischen Teppichen überdeckt; der Boden des Ceremoniensaales aber glich einem Blumenbeete; so täuschend waren die aus Seide, Gold, Silber und Perlen in die Teppiche erhaben eingestickten Blumen und Blätter. Am Fuße des auf einem Piedestal ruhenden Sophas lag eine mit echten Perlen ausgenähte Decke, zu beiden Seiten standen kleine, runde, mit Gold ausgeschlagene Schreibtische, auf dem einen ein mit Edelsteinen besetztes Portefeuille und verschiedene von Smaragden und Rubinen funkelnde Schreibrequisiten, auf dem andern ein in schwarzen Sammt gebundener Alkoran mit Brillantrosen; auf einem kleineren Tische lag ein anderer Alkoran mit Gold-Zinnober- und Ultramarinlettern aufgeschlagen; zwischen den beiden Fenstern standen siebzehn andere Alkorans auf eben so vielen Tischen, alle mit Goldschließen und in perlengestickten Einbänden. Zu beiden Seiten des Camins lagerten auf kunstvoll geschnitzten Etagères die Ehrengewänder, welche bei solchen Gelegenheiten vertheilt zu werden pflegen, und längs der Wand standen auf Alabastersockeln acht Schlaguhren mit allerlei kunstvollen Figuren, welche bei jedem Schlag der Uhr sich bewegten und musicirten; endlich erhöhten auch noch drei große venetianische Spiegel die Pracht des Saales.

Ringsum auf dem Divan saßen die höchsten Staatsbeamten, die Heerführer, die Secretäre, zugleich Ueberreicher der Bittgesuche, jeder in standesgemäßer Galla und je nach seinem Range, mit rundem, pyramidenförmigen oder bienenkorbartigen Turban.

Aber all diese Herrlichkeit verdunkelte der Schimmer, der von dem neuen Padischah ausstrahlte; das Ganze schien

Ein Demant, von einem Perlenregen überschüttet; bei jeder Bewegung schienen die auf dem Ueberwurf gestickten Rosen, der den Leib umschließende Gürtel, der Reiher des Turbans, die ganze Rüstung regenbogenfarbe Funken zu sprühen, daß das Auge des Beschauers geblendet wurde, ehe es noch das Antlitz des Padischah erblickt hatte. *)

Hinter der goldenen Thronlehne, an welcher nußgroße Carfunkel schimmerten, stand das Heer der dienstthuenden Hausoffiziere, die Hände in den Gürtel gesteckt.

Halil trat in den Saal.

Die beiden Führer ließen nun seine Arme los und er schritt allein auf den Padischah zu.

Sein Antlitz war nicht bläßer denn sonst, sein Schritt fest, sein Blick kühn, wie immer.

Auch seine Tracht war die gewöhnliche: die Uniform des gemeinen Janitscharen, ein blauer Dolman mit aufgeschlitzten Aermeln ohne alle Verzierung, kurze bis ans Knie reichende Pluderhosen, am Kopfe die übliche Kuka.

Während er den langen Saal durchschritt, streifte sein Auge über die umhersitzenden Großen des Reiches und es war keiner unter ihnen, dessen Blick er nicht kühn auszuhalten vermochte. Erhobenen Hauptes trat er vor den Sultan hin, stellte den kräftigen halbnackten Fuß auf den Thronschämel und blieb einen Augenblick, einer ehernen Statue gleich, in dieser Stellung, der grellste Contrast inmitten dieses feige erzitternden Prunkes, dieser sich im Staube windenden Herrlichkeit; dann streckte er die erhobene Rechte dem Sultan entgegen und sagte in festem Tone, ohne Zagen und Beben:

*) Hammer-Purgstall Geschichte des osm. Reiches.

»Aleikum unallah! (Gottes Gnade über Dich!«)

Dann kreuzte er die Hände über die Brust, warf sich vor dem Throne nieder und legte die Stirne an dessen unterste Stufe.

Mahmud stieg zu ihm hinab und hob ihn mit eigener Hand auf.

»Sprich, was kann ich für Dich thun?« fragte er herablassend.

»Was ich wünschte, ist erfüllt,« sagte Halil und die Geschichte hat uns jedes Wort aufbewahrt, das er in dieser gewichtigen Stunde sprach, »ich wünschte, daß Mahomed's Schwert von würdigen Händen geführt werde; das ist nun geschehen, Du sitzest auf dem Throne und ich habe Dich darauf eingesetzt. Ich weiß recht gut, was der Lohn für solche Dienste zu seyn pflegt; meiner harrt ein schmachvoller Tod.«

Mahmud unterbrach ihn.

»Ich aber schwöre Dir,« sagte er hastig, »ich schwöre Dir bei meinen Ahnen, daß Dir kein Haar gekrümmt werden darf. Fordere eine Belohnung, sie ist Dir gewährt, ehe Du sie noch ausgesprochen.«

Halil sann einen Augenblick nach; sein Blick streifte ruhig über die umhersitzenden Großen. Jeder von diesen meinte, der kühne Parteigänger suche aus ihrer Mitte ein Opfer, dessen Amt er für sich begehren wolle. Halil schien zu ahnen, was im Geiste dieser Herren vorgehe; er maß sie verächtlich und sagte dann:

»Ruhmwürdigster Padischah! Nicht mein ist das Verdienst, es gehört ganz und gar deinem Volke zu und wessen das Verdienst, dessen sey auch der Lohn. Deine Unterthanen drückt eine große Last, sie heißt Malikiane und ist eine

für Lebzeiten bindende Verpachtung von Leib und Seele an die Paschas und andere hohe Herren. Deine hohe Pforte hat keinen Nutzen davon; darum hebe diesen Menschenpacht auf, damit das Volk in deiner Hand allein sey und nicht in den Händen dieser reichen Wucherer!«

Dabei deutete er kühn auf die anwesenden Großen.

Diese blieben stumm . . . durch die Fenster scholl das Tosen und Lärmen der vor dem Serail versammelten Menge herein . . . die hohen Herren zitterten und Halil Patrona stand unter ihnen, allein, unbewaffnet, aber dem Zauberer gleich, von dem Jedermann weiß, daß er gegen Hieb und Stich gefeit sey.

Der Sultan beauftragte sogleich den Csauß Aga, vor allen Thoren des Serails unter Trompetenschall dem Volke kund geben zu lassen, daß die Malikiane auf den Wunsch Halil Patrona's von diesem Tage an aufgehoben sey.

Ein tausendstimmiges Hurrah, welches bald darauf die Mauern des Serails erbeben machte, kündete deutlich den Eindruck an, den die Botschaft auf das Volk gemacht hatte.

»Und nun stelle Dich an die Spitze deines Heeres,« sagte Halil, »und folge dem Rufe deines Volkes nach der Moschee Ejub, wo Dich, nach alter Sitte, die Silihdare mit dem Schwerte des Propheten umgürten werden.«

Der Sultan ließ sogleich verkünden, er werde sich binnen einer Stunde nach der Moschee Ejub begeben, um sich dort mit dem Schwerte des Propheten umgürten zu lassen.

Jubelnd drängte sich das Volk nach der Moschee hin; alle Straßen, alle Fenster, alle Dächer, welche zwischen dem Serail und der Moschee liegen, waren von Zuschauern dicht besetzt, die Kanonen des Bosporus gaben den fernen

Bergen den Jubel Stambuls kund und eine Stunde später zog Sultan Mahmud zu Pferde, unter Musikbegleitung, durch die Straßen seiner Hauptstadt; das Volk aber schmückte die Fenster mit seinen schönsten Teppichen und streute seinem Herrscher Blumen auf den Weg. Hinter ihm ritten die Veziere und alle Großwürdenträger des Reiches in ihren prächtigen Gallakleidern auf Vollbluthengsten; vor ihm aber nur zwei Männer, Mussli und Halil Patrona, beide in ihren schlichten schmucklosen Janitscharenuniformen, mit halbnackten Beinen, runden Turbans und blanken Säbeln, wie die gemeinen Janitscharen gewöhnlich zu marschiren pflegten.

Und das Volk in den Straßen, an den Fenstern und auf den Dächern ließ Mahmud auch nicht ein einziges Mal hoch leben, ohne den Namen Patrona's daneben zu nennen.

Der letzte Kanonenschuß verkündete, daß der Sultan die Moschee Ejub erreicht habe.

Ispirizade, der Imam der Moschee Aja Sofia, harrte seiner an der Pforte, um ihm den Segen zu ertheilen. Der Imam hatte sich diese Gunst von Halil erbeten und dieser gewährte ihm sie gerne. Seit er es gewagt allein nach dem Serail zu gehen, war sein Einfluß wo möglich noch größer geworden, und im Volke hieß es bereits allenthalben. der Sultan thue stets nur das, was Halil Patrona verlange.

Ispirizade bestieg die hohe Kanzel, während Mahmud mit seinem Gefolge auf der für ihn errichteten Tribune Platz nahm.

Das Antlitz des Oberpriesters strahlte vor Stolz und

Freude, er erhob die Hände über sein Haupt und rief dreimal den Namen Allah's, aber als er ihn zum dritten Male angerufen hatte, verstummten seine Lippen plötzlich, — mit emporgereckten Armen und stierem Blicke blieb er eine Weile regungslos stehen und stürzte dann todt von der Kanzel.

»Das ist Achmet's stummer Fluch!« flüsterte ringsum die entsetzte Menge. *)

X.

Das Halwetfest.

Der Surgudschal (Turban mit drei Goldreifen) war nun wohl im Besitze Mahmud's, aber das Schwert, das Schwert der Macht und des Ansehens in den Händen Halil Patrona's; das Volk, zu dessen Liebling er sich rasch emporgeschwungen, gewöhnte sich ihn als Vermittler in seinen kleinen Angelegenheiten zu betrachten, die Armee fürchtete ihn und die Großen buhlten um seine Gunst.

Bei den Osmanen gibt es keine Aristokraten von Geburt; Jeder kann sich durch sein Schwert, durch Verstand oder Glück bis zur höchsten Stufe emporschwingen; mancher Großvezier oder Kapudan Pascha führte einst das Prädicat eines ehrsamen Holzhauers, Maurers oder Fischers. Darum pflegt der Mohamedaner keinen seiner Glaubensgenossen, auch den allerletzten nicht, geringschätzend zu behandeln, denn er weiß recht gut, daß — wenn er heute zu oberst und jener zu unterst steht — morgen durch ein

*) Hammer-Purgstall Geschichte des osm. Reiches.

unerwartetes Ereigniß die Letzten plötzlich die Ersten werden können und umgekehrt.

So ward das Land auch jetzt eigentlich von einem Krämer regiert, Sultan Mahmud kümmerte sich nur um seine schönen Frauen. Wer weiß, ob's ein Anderer nicht ebenso thäte? Wer weiß, ob er nicht — wenn man ihm nach zwanzig Jahren strenger, freudenloser Gefangenschaft plötzlich sagte: Herrsche nun über Herzen oder Länder — wer weiß, ob er nicht auch das Herz wählen würde.

Nachdem die Aufregung im Volke sich halbwegs gelegt hatte, ordnete der Sultan auf Verlangen seiner Favorite ein Halwetfest an.

Es ist dies ein Frauenfesttag, an welchem sich nur das schönere Geschlecht auf der Straße blicken lassen darf. Derlei Festtage kommen nur zwei- oder dreimal im Jahre vor.

Am vorhergehenden Abende wird unter Trompetenschall verkündet, am folgenden Tage werde das Halwetfest gefeiert; es solle daher kein Mann — weß Ranges und Standes er auch seyn möge — an diesem Tage die Straße betreten oder sich auf dem Hausdache zeigen oder seine Fenster offen lassen, denn diese Neugierde würde ihn den Kopf kosten. Die in den Straßen aufgestellten weißen und schwarzen Eunuchen machen jeden Mann, der nicht zu Hause bleibt, ohne alle Schonung um einen Kopf kürzer; dasselbe wird auch vor den Schranken der Stadt verkündet, damit die Fremden sich darnach zu richten wissen.

Am Halwetfesttage legen die Frauen ihren Schleier ab, ohne den sie sich sonst nie auf der Straße zeigen dürfen, die Odalisken des einen Harems besuchen die des andern, auf den Straßen und Marktplätzen sind bunte Zelte aufgeschlagen, in denen Sorbet, ein aus Veilchensaft, Zu-

cker und Citronensaft bereitetes Getränk, Hoßpaß — der Saft gedörrter Rosinen in Rosenwasser gepreßt, dann Zuckerwerk, Honigkuchen und allerlei bunter Kram verkauft wird; auch die Verkäufer sind durchgehends Frauen.

Ach, welch ein Schauspiel wäre dies für das Auge eines Mannes? die Straßen wimmeln von tausend und tausend liebreizenden Gestalten; die ihrer Gefangenschaft entledigten Frauen sind heiter und fröhlich wie die Kinder, gruppenweise durchziehen sie singend und zitherspielend die Straßen, wie bunte Schmetterlingsflügel umflattern farbenreiche Gewänder die üppigen Gestalten, die Sonnen und Sterne aller Zonen funkeln aus ihren Augen; Sang und Klang durchtönt die Stadt von einem Ende bis zum andern, und wer diese herrlichen Gruppen sähe, müßte verzweifelt ausrufen: »Warum bin ich nur Einer, warum habe ich nicht tausend Herzen?«

Und wenn dann erst der Harem des Sultans erscheint, — anderthalbtausend Odalisken, die auserlesensten Schönheiten aller Provinzen, für welche Hunderte von Jünglingen geschwärmt und geraset—in ihren von Perlen und Edelsteinen strahlenden Gewändern, auf prächtigen Rossen, mit kunstvoll gestickten Decken! Mitten unter ihnen die schöne Sultana, am Turban den wehenden Reiher, an dessen Rose ein feuriger Diamant funkelt. Ein leichtes Gazekleid umfließt die herrliche Gestalt, so zart, so dünn, daß es selbst den Schnee der Arme durchschimmern läßt; so sitzt sie einer Amazone gleich auf dem den Rücken ihres Pferdes bedeckenden Tigerfelle, der stolze Blick ihrer leuchtenden Augen verräth in ihr die Herrin zweier Sultane, die einzige Frau in Stambul, welche mit Recht sagen kann: »Ich bin die Gattin meines Gatten.«

Vor und neben dieser feenhaften Gruppe laufen vierhundert schwarze Eunuchen mit blankem Schwerte und blicken durch 'jedes Fenster, an welchem sie vorüberkommen, um zu sehen, ob sich nicht vielleicht ein Mann dahinter versteckt habe.

Tanzend und singend durchzieht diese bezaubernd schöne Gruppe die Hauptstraßen von Stambul; hie und da, wenn der Zug rasch um eine Ecke biegt, vernimmt man einen Angstschrei, einen durchdringenden Weheruf, — dann haben die Eunuchen einen Neugierigen überrascht und an ihm schnell ihre Justiz geübt; — bis die schöne Gruppe an die Stelle gelangt, wo jenes kühne Augenpaar auf sie gelauert, findet sie höchstens noch einige Blutspuren und zieht dann singend und tanzend weiter, als ob jene Weherufe gleichfalls mit zu den Tönen der Freude gehört hätten.

Auf dem Atmeidan geht es unterdessen noch weit ungezwungener her; Weiber aus den niederen Volksclassen unterhalten sich dort unter bunten Zelten, beim Gläschen Meth und auf dem in der Mitte des Platzes ausgebreiteten Teppiche tanzen die Straßen-Bayaderen, die einst auf Befehl Achmet's im ganzen Reiche eingefangen und verhaftet, durch den Aufstand aber wieder aus ihrem Kerker befreit wurden.

In der Hand die Tambourinen, die sie über dem Kopfe zusammenschlagen, an den Beinen stählerne Spangen, mit fliegendem Haare und fliegenden Kleidern tanzen sie in tobendem Ungestüm den frechsten aller Tänze; im Vergleiche zu diesen wollüstigen, sinneberauschenden Bewegungen ist die wilde Begeisterung der spanischen Bachantinnen nur ein naives Kinderspiel.

Plötzlich ruft eine der tanzenden Bayaderen ihren Gefährtinnen zu, im Tanze inne zu halten:

»Seht, seht! dort kommt Gül-Bejaze, die Gattin Halil Patrona's!«

»Gül-Bejaze!« tönt es mit einem Male von tausend Lippen, die Bayaderen erkennen sogleich die Frau, die ihre Haft mit ihnen getheilt, sie drängen sich an sie, küssen ihr die Kleider, die Füße, heben sie dann auf die Schultern und zeigen sie so der auf dem Platze versammelten weiblichen Menge.

»Das ist Halil Patrona's Gattin!« ruft eine der anderen zu, jede der tanzenden Bayaderen wußte etwas Rühmliches von der schönen Gül-Bejaze zu erzählen; die eine war von ihr in ihrer Krankheit gepflegt, die andere in ihrem Grame getröstet worden, gegen alle war sie gut und freundlich gewesen, alle hatten ihr ihre Freiheit zu verdanken, denn um ihretwillen erbrach Halil Patrona den Kerker und gab Allen, die darin waren, die Freiheit wieder.

Darum eilte auch Alles auf sie zu, sie aber konnte sich der Liebkosungen nicht erwehren und mußte sich geduldig von einigen handfesten Fischhändlerinnen auf den Schultern forttragen lassen; eine Menge gleich stämmiger Weiber aus den Badehäusern schloß sich jenen an, und man beschloß endlich als Zeichen der Liebe und Ehrerbietung, Gül-Bejaze bis zum Palaste ihres Gatten zu tragen. Vergebens flehte die arme Frau, man möge sie still und unbeirrt vorübergehen lassen, denn alle diese Ehrenbezeigungen erfüllten sie mit Angst und Beben. Sie wurde Straße auf Straße ab getragen; wo der Zug vorüber kam, riß die Flut trunkener Begeisterung Alles mit sich fort; auf hundert Schritte weit flog ihr die Nachricht voran: das Weib, welches von den Andern auf den

Schultern getragen werde, sey die Gatlin Halil Patrona's, des gefeierten Volkstribuns, und immer dichter, immer gewaltiger wurde der Schwall; kleinere Gruppen, die ihr entgegenkommen, werden gewaltsam mit fortgerissen, und wäre es auch der Harem eines Pascha oder Beglerbeg — gleichviel; sie müssen mit, müssen der Gattin Halil Patrona's das Geleite geben, denn Halil Patrona ist der mächtigste Mann im Lande und seine Gattin das leutseligste Weib unter der Sonne.

Plötzlich, da der ungeheure Troß auf dem Platze vor der Siebenthürmeburg um eine Ecke biegt, kommt ihm ein anderer Haufe entgegen; es ist das Geleite der Sultana. Die anderthalbtausend Odalisken und vierhundert Eunuchen erfüllen die Straße ihrer ganzen Breite nach; aber auf der andern Seite stehen ihnen zehntausend trunkene Weiber, von kühnen Bajaderen geführt, gegenüber.

»Platz der Sultana!« riefen die Eunuchen der nahenden Menge entgegen, »Platz für das Gefolge der Sultana!«

Aber die Ausführung dieses Befehles gehört in das Bereich der Unmöglichkeit; der ganze gegenüber liegende Platz ist von Weibern erfüllt, die Kopf an Kopf stehen, und von einer einzigen schwankenden, schneeweißen Gestalt überragt werden.

»Platz gemacht für die Sultana!« ruft die den Zug führende Kadun-Kiet-chuda, eine alte, blatternarbige Vettel, welche mit der Aufsicht über den Harem betraut ist.

Bei diesen Worten tritt die allerkeckste der Bayaderen vor.

»Mache Du Platz, alte bärtige Hexe, für die Gattin Halil Patrona's, denn Du bist nicht werth, ihr den Staub

von den Füßen zu küssen. Theilet Euch in zwei Reihen, wenn ihr nicht mit uns gehen wollt.«

Und damit paukte sie gerade vor der Nase der Kadun-Kiet-chuda auf ihr Tambourin los.

Da verfielen einige von den Eunuchen auf die unglückselige Idee, gegen die lärmenden Weibsbilder das Schwert zu erheben, wahrscheinlich, um sich mit der Sultana im strengsten Sinne des Wortes durchzuhauen.

Aber es blieb ihnen kaum Zeit zum Ausholen, in einem Nu wurden sie entwaffnet und zum Ueberflusse mit den eigenen Schwertern tüchtig durchgebläut; die sich widersetzten, wurden von den wüthenden Mänaden zu Boden geworfen, zertreten, und binnen wenigen Augenblicken war der ergrimmte Haufe bereits bis zu den Pferden der Odalisken vorgedrungen.

Der Kislar Aga sah die Gefahr, in welcher die Sultana schwebte. Der ganze Platz wimmelte von wuthschnaubenden Weibern, die mit glühenden Wangen und funkelnden Augen auf die Odalisken losstürzten; wenn sich ihnen hie und da ein Eunuche in den Weg warf, starb er rasch den Märtyrertod; er wurde erschlagen, in Stücke gerissen und die blutenden Körpertheile hoch in die Luft geworfen. Der Kislar Aga wollte die Sultana bereden, umzukehren, um sich wieder nach dem Serail zu begeben.

Aldschaliß warf ihm einen stolzen, verachtenden Blick zu.

»Man merkt es wohl, daß Du weder Mann noch Weib bist; denn wärest Du das Eine oder das Andere, Du hättest jedenfalls mehr Muth.«

Mit diesen Worten gab sie ihrem Pferde die Sporen und sprengte gerade nach jener Stelle hin, wo der Kampf zwischen den wuthschnaubenden Mänaden und den zu Rosse

sitzenden Odalisken am grimmigsten entbrannt war. Die Weiber aus dem Volke rissen diesen die Kleider vom Leibe, zerrten sie vom Pferde und setzten sie dann zur Schande umgekehrt wieder hinauf.

Mit dem stolzen, gebieterischen Blicke einer Halbgöttin blieb die Sultana vor ihnen stehen.

»Wer ist so frech, mich auf meinem Wege aufhalten zu wollen?« fragte sie mit ihrer klaren, durchdringenden Stimme.

Eine der Bayaderen trat vor, stemmte den einen Arm an die Hüfte und deutete mit dem andern nach Gül-Bejaze hin.

»Da sieh nur hin! Gül-Bejaze ist's, die Dich stille stehen heißt und Dich zwingt, ihr Platz zu machen.«

Gül-Bejaze blickte mit Thränen in den Augen nach der Sultana hinüber, rang die Hände und suchte ihr begreiflich zu machen, daß sie alles dies nur gezwungen thue und daß sie sich gerne in pflichtschuldiger Demuth vor der Sultana in den Staub beugen wollte. Vergebens, das Toben der Bachantinnen übertönte ihre Stimme und Aldschaliß würdigte sie auch gar keines Blickes.

»Elendes Gesindel!« rief die Sultana ergrimmt, »welch böser Geist ist in Euch gefahren, daß Ihr verlangen könnt, die Sultana Aßzeki solle einem solchen Schatten von einem Weibe aus dem Wege gehen!«

»O, dieses Weib ist vornehmer als Du!«

»Vornehmer?« fragte die Sultana erstaunt, »vornehmer als ich?«

»Ja, weil sie schöner ist als Du.«

Bei diesen Worten ward Aldschaliß blutroth, Gül-Bejaze leichenblaß, als ob ihr jene alle Röthe der Wan-

gen geraubt hätte . . . dort die Scham, hier die Angst! . . . Einer Frau im Beiseyn von zehn- bis zwanzigtausend Menschen zu sagen, daß eine andere schöner sey als sie!

»Und mächtiger als Du,« fuhr die Bayadere schadenfroh fort, »denn sie ist die Gattin Halil Patrona's.«

Aldschaliß erhob in maßloser Wuth die geballte Faust gen Himmel, und fand kein Wort, das sie sagen sollte; der ohnmächtige Grimm preßte ihr die Thränen aus den Augen und kaum hörbar flüsterte sie vor sich hin:

»Das ist Achmet's Fluch!«

Als das Volk die Sultana weinen sah, trat ringsum Todtenstille ein.

»Sultana Aldschaliß!« rief in diesem Augenblicke eine männliche Stimme von dem höchsten Fenster der Siebenthürmeburg herab.

»Hah, ein Mann, ein Mann!« brüllten die Weiber entsetzt und Aller Blicke wandten sich dem Thurme zu und — wie auf einen Zauberschlag verstummte der Lärm wieder . . . Mit leisem Beben und abergläubischen Schauern flüsterte Eine der Andern zu:

»Achmet, Achmet!«

Nur Aldschaliß vermochte den Namen nicht über die Lippen zu bringen; mit halbgeöffneten Lippen und stierem Auge starrte sie nach dem Fenster hin.

Dort stand Achmet am Fenster der Siebenthürmeburg, jener Achmet, dessen Hand jetzt mächtiger war, als da er noch das Scepter führte, mächtiger, weil er den Fluch gefesselt hält, — ein Wink und die blühendste Jugend welkt dahin, ein Hauch und das Leben verdorrt . . . wenn er den Namen seiner Feinde nennt, kriechen ihnen alle Schmerzen der Hölle durch die Glieder; wenn er seinen Gegner

anblickt, so ist er auch schon der Verdammniß anheimgefallen . . . So erzählte sich das Volk, und seit dem Tode Ispirizade's fürchtete es den gefallenen Sultan weit mehr, als da er noch auf dem Throne saß.

Tiefe Stille herrschte ringsum, Niemand wagte sie zu unterbrechen.

Achmet streckte den Arm gegen die Sultana aus; die neben ihr standen, drängten sich scheu bei Seite, sie selbst wagte es nicht die Augen aufzuschlagen.

»Begrüße dieses reine Weib, Aldschaliß,« sprach Achmet mit zitternder Stimme, »begrüße die Gattin Halil Patrona's, und verhülle dein Antlitz vor ihr, denn sie ist die treue Gefährtin ihres Gatten.«

Langsam entfernte sich Achmet vom Fenster, wohin ihn der Lärm gelockt hatte, und nun begann das Toben aufs neue; man begnügte sich nicht mehr damit, daß die Sultanin sammt ihrem Gefolge der Gattin des Krämers Platz mache, nein, sie mußte Gül-Bejaze bis zum Hause Halil Patrona's begleiten.

Vor Wuth und Scham außer sich kehrte Aldschaliß nach dem Palaste zurück; schluchzend warf sie sich dem Sultan zu Füßen und erzählte ihm, welche Schmach ihr widerfahren.

Mahmud lächelte während der ganzen Erzählung . . . was dieses Lächeln wohl bedeuten mochte?

»Liebst Du mich nicht mehr, daß Du lächelst, wenn ich weine? Solltest Du nicht Blut vergießen, wenn ich Thränen vergieße?«

Mahmud fuhr mit der Hand über die glatte Stirne der Sultana.

»O, Aldschaliß,« sagte er, noch immer lächelnd, »wer wird die Frucht pflücken, ehe sie reif ist?!«

XI.

Blicke in die Zukunft.

Halil Patrona steht am Erker seines Palastes, den ihm der Sultan und das Volk gespendet. Die Sonne ist im Scheiden, golden erglänzt die Wasserfläche des Goldhorns, hundert und hundert bunte Wimpel flattern in der Abendluft.

Neben ihm liegt Gül-Bejaze auf einer Ottomane, das schöne Haupt ruht — mit dem Ausdrucke unendlicher Seligkeit im Antlitze — an der Brust des Gatten, während ihr Schwanenarm seinen Nacken umschlungen hält; dann und wann sinken die Augenlider, als ob sie schlummern wollte, aber der rasche Herzschlag, der die Brust ihres Gatten hebt, weckt sie wieder aus ihren Träumen. Halil Patrona liest in einem großen Buche mit bunten Lettern und großen metallenen Schließen; Gül-Bejaze kennt die fremdartigen Charaktere nicht, aber sie betrachtet mit Vergnügen die kunstvoll gemalten Rosen und Lilienkränze und die bunten Vögel, womit die Anfangsbuchstaben geziert sind . . . ach, sie merkt nicht, wie beim Anblicke dieser heiteren bunten Bilder die Miene ihres Gatten immer ernster und finsterer wird.

»Was liest Du da?« fragte sie endlich.

»Feenmärchen, Zaubergeschichten,« antwortete Halil Patrona.

»Also hier stehen alle die schönen Märchen, die Du mir allabendlich zu erzählen pflegst?«

»Ja, mein Kind.«

»Wirst Du mir auch das erzählen, was Du jetzt gelesen hast?«

»Sobald Du wieder erwachst,« sagte Halil, und blickte innig vergnügt das schöne Weib an, das allmälig in seinen Armen entschlummerte, — dann blätterte er wieder weiter in dem großen Buche.

Was mag wohl darin enthalten seyn? Was mögen diese kunstvoll gezeichneten Buchstaben bedeuten? Wie heißt das Buch?

Es enthält keine Sagen, keine Feenmärchen oder Zaubergeschichten.

Es ist die »Takimi Vekai.«

Und was ist die Takimi Vekai? O, das fraget den Muselmann nicht, denn Ihr würdet ihn traurig stimmen und die Mahomedanerin vergießt bittere Thränen, wenn sie diesen Namen hört. »Takimi Vekai« ist das »Buch der Prophezeiungen«, welches Sid Achmet Ben Mustafa vor dritthalbhundert Jahren geschrieben, und seit jener Zeit in der Moschee Muhamadije aufbewahrt wurde; nur hochgestellten und mächtigen Personen ist der Einblick in dieses Buch gestattet. *)

Die mit prachtvollen Blumen verzierten, goldbemalten Blätter enthalten folgende dunklen Worte:

»Takimi Vekai« (Buch der Zukunft).

»Am achtundzwanzigsten Tage des Monates Rabi

*) Auch Decsy erwähnt dessen in seiner Ozmanographie nur mit dem Unterschiede, daß die Türken nach seiner Angabe die Verwirklichung der darin enthaltenen Prophezeiung schon für das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erwarteten.

Estani, im achthundertsechsundachtzigsten Jahre der Hedschira (1481 nach Chr. G.) habe ich Szid Achmet Ben Mustafa, Yek-Naib (Statthalter des Scutari Kaza und Chodscha-Efterdar (Palastschreiber) — nachdem ich das Abdestan (Waschen vor dem Gebete) vollzogen und mit gen Himmel erhobenen Händen die Fateha (der erste Abschnitt des Koran) gesprochen — mich nach dem Thurme Ujuk Kule begeben, von wo man ganz Stambul übersieht und dort überließ ich mich meinen Gedanken.

»Da erschien mir der Prophet und berührte meine Augen und Ohren, damit ich nichts Anderes sehe und höre, als was er mich sehen und hören heißt.

»Und ich schrieb getreulich nieder, was mir der Prophet gesagt hat.

»Schon sehen die Giaurs die Zelte der fremden Heere am Tschiraganplatze aufgeschlagen, den Halbmond zu Boden geworfen, das Doppelkreuz an den Thürmen der Moscheen aufgerichtet, die Khazne (Schatzkammer des Sultan) ausgeplündert, die Rechtgläubigen hingemordet. — In den Stadttheilen Fanar (von Griechen bewohnt) zählen sie bereits die Tage und flüstern einander zu: Morgen . . . Morgen!

»Aber Allah ist Allah und beschützt die Padischahs der Ottomanen. Ihre Odschaks (berittene Schaaren) werden Furcht und Schrecken verbreiten ringsumher. Allah akbar! Gott ist groß!

»Die Basch-Rais (Schiffscapitäne), die Rai-Etteris (Schiffsführer), die Basch-Topodschis (Artillerieoffiziere) und die Beharis (Piraten) werden unter sich die Schätze theilen, die sie den Ungläubigen abnehmen.

»Und die Padischahs werden herrschen über dreizehn Nationen. *)

»Aber nun steigt eine finstere Wolke vom kalten Norden herauf; es zeigt sich ein Feind, furchtbarer und ausdauernder als die Magyaren, als die Venetianer, als die Perser; jetzt ist er noch schwach und unansehnlich, wie die jungen Geier des Balkans, aber bald wird er seine Fittige ausbreiten. Vorwärts, Retschinbtar Aga (der dem Sultan den Steigbügel hält), Szilihdar Aga (der Schwertträger des Sultans), thut eure Schuldigkeit. Ihr Feriks (Heerführer) rufet die Redifs (Landwehr) zusammen, die Männer, die von jenem Lande herkommen, wo Tannen und Fichten ihre schmalen Wipfel gen Himmel strecken, sehnen sich im innersten Herzen, jene warmen Gegenden zu besitzen, wo die Kronen des Oelbaumes, des Fabago, der Lastiks, der Terebinthen und Palmen himmelan ragen. Die Väter zeigen den Söhnen Stambul, als die Beute, an der sie sich mästen sollen, zarte Frauen ergreifen das Schwert gegen die Osmanlis und streiten, kampfgestählten Helden gleich! . . . Aber noch ist nicht aller Tage Abend und das Volk der Osmanen wird unversehrt aus dem Kampfe hervorgehen, wie der Salamander aus den glühenden Kohlen.

»Dann vergehen viele, viele Jahre und wieder werden die Giaurs in Massen heranziehen, kühn und drohend, aber der Divan antwortet ihnen: »Olmaz!« — es kann nicht seyn!« . . . dann signalisirt man von den

*) Diese dreizehn Nationen sind nach den Begriffen jener Zeit: Türken, Slaven, Walachen, Arnauten, Griechen, Armenier, Juden, Tartaren, Araber, Syrer, Drusen, Kurden und Turkomanen.

Höhen des Anatoli Fanar und Rumili Fanar das Nahen fremder Flotten . . .

»Das alles wird in später, später Zeit geschehen, nachdem dreiundzwanzig Sultane über die dreizehn Nationen geherrscht, — und Stambul wird sich unter das Joch der Ungläubigen beugen müssen. Wehe, wehe! Ihr wäret für alle Zeiten unbesiegbar geblieben, wenn Ihr unwandelbaren Schrittes den Lehren des Korans gefolgt wäret, aber es wird eine Zeit kommen, wo die alten Sitten in Vergessenheit sinken und neue sich unter die Muselmänner einschleichen werden, wie die Klapperschlange sich in den Rosengarten einschleicht. Dann wird Euch der Glaube nimmer Kraft verleihen gegen jene Eismänner und sie werden durch achtundzwanzig Thore in die Siebenhügelstadt eindringen.«

»Das ist es, was mir der Prophet offenbarte, während der Zeit vom El-Aßzör-Gebete bis zum Meghereb (Sonnenuntergang).

»Allah spende Heil und Segen den Herren der Welt!«

. . . So lautet die Takimi Vekai.

Halil Patrona hat diese Zeilen schon unzählige Male durchlesen, er weiß beinahe jeden Buchstaben auswendig; die geheimnißvollen Worte des Sehers erfüllen all sein Denken und Träumen und er vermag sich nicht loszuringen von dem Gedanken: ob es denn nicht möglich wäre, diese Prophezeiung Lügen zu strafen, ob nicht eine starke Hand in das Schicksal greifen und es hemmen oder ihm eine andere Richtung geben könnte, um mit einem kühnen Streiche Alles auszulöschen, was seit Erschaffung von Mond und Sonne in den Büchern der Thora geschrieben steht, — um ein neues Buch des Schicksals zu schreiben?!

Solch ein Gedanke ziemt keinem Muselmann; das ist nicht jene fromme Resignation, mit welcher der Muselmann in die Zukunft blickt, nicht jene tiefinnige Gottergebenheit, mit welcher er sich den Fügungen des Schicksals unterwirft, gegen welche keine sterbliche Hand anzukämpfen wagen sollte. Ehrgeizige, welterschütternde Pläne, wie sie keinem Sterblichen ziemen, erfüllen Halil Patrona's Geist und doch, was ist das Sinnen und Trachten des Menschen? Er thürmt Welten übereinander und wähnt für Jahrtausende zu bauen, da wirbelt ein Lüftchen auf und eine leichte Staubwolke ist Alles, was von den ungeheuern Anlagen übrig bleibt . . . Warum denkt der Mensch an den morgigen Tag?

Die Nacht sank leise nieder, das Abendglühen spiegelte sich immer matter in den Halbmonden der Minarets, endlich verschwand es völlig und nur der Ruf des Muezzim tönte noch von den Thürmen der Moschee:

»Allah kerim! Allah akbar! La illah il Allah, Mohamed rasul Allah!« (Gott ist groß! Gott ist mächtig! Es ist nur ein Gott und Mahomed ist sein Prophet.)

Einige Minuten später erscholl dann der zweite Ruf:

»Kommt Ihr Völker zur Ruhe des Herrn, nach dem Wohnorte der Gerechtigkeit, kommt nach der Stätte der Glückseligkeit. *)

Gül-Bejaze erwachte. — Halil wusch sich die Hände und begann, dem Mehrab **) zugewendet, zu beten.

*) Decsy: Ozmanographia.

**) Kleine Täfelchen, welche die Richtung bezeichnen, in der Mekka liegt und wohin das Antlitz des Mohamedaners während des Gebetes gewendet seyn muß.

Aber vergebens hieß er Gül-Bejaze sich entfernen (eine Frau darf nicht zugegen seyn, wenn ein Mann, und ein Mann nicht, wenn eine Frau betet), vergebens erhob er die Hände gen Himmel, vergebens warf er sich auf die Kniee und berührte mit dem Antlitz den Boden . . . sein Herz war von ganz andern Gefühlen, sein Geist von anderen Gedanken erfüllt, — es waren entsetzliche verzweifelte Gedanken; endlich schien es ihm, als ob der Gott, zu dem er betete, gar nicht vorhanden, als ob sein Reich im Himmel eben so zerfallen wäre, wie das seiner Gläubigen auf Erden; ein sonderbares Gefühl, eine unbeschreibliche Angst schnürte ihm die Kehle zu; dreimal unterbrach er sich selber im Gebete und dreimal mußte er wieder von vorne anfangen, weil das unterbrochene Gebet nicht fortgesetzt werden darf. Dann blickte er noch einmal über die im tiefen Dunkel liegende Stadt und als er nirgends einen Halbmond schimmern sah, stieg er traurig nach seinem Gemache hinab, suchte Gül-Bejaze auf und erzählte ihr liebliche Feenmärchen, die er in jenem großen Buche mit den bunten Lettern gelesen haben wollte.

Am folgenden Morgen versammelte Halil seine vertrautesten Freunde in einem geheimen Gemache.

Unter ihnen war Kaplan Giraj (der Tiger) aus der Fürstenfamilie der Krim'schen Tartaren, Mussli, der alte Bunli, Derwisch Mohamed und Szulali.

Szulali schrieb nieder, was Halil sprach.

»Muselmänner! Gestern vor dem Abdeßtan las ich ein Buch, — es heißt: Takimi Vekai!«

»Jasch Allah!« riefen die Mohamedaner in schmerzlichem Tone.

»In diesem Buche wird der Untergang des osmanischen

Reiches prophezeit; es wird ein Jahr kommen — heißt es darin — und ein Tag, an dem der Name Allah's auf Erden nicht mehr gepriesen werden wird, an unseren Fontainen wird man Heerden tränken, von unseren Thürmen werden kleine und große Glocken ertönen, die Allah ein Gräuel sind; mit den Köpfen der Muselmänner werden die Giaurs Ball spielen, auf den Gräbern der Rechtgläubigen werden sie Häuser bauen!«

»Mash Allah! Der Wille des Herrn geschehe,« sagte der alte Derwisch Mohamed mit schwacher bebender Stimme, »dann sind wir alle im Paradiese, hoch oben im siebenten Himmel, dessen Boden aus lauter Kornmehl, Ambra, Moschus und Saflor besteht, wo alle Steine Hyacinthen, alle Kiesel echte Perlen sind, wo uns der wonneduftende Tubabaum umschattet, der goldene Blüthen, silberne Blätter und die süßesten Früchte trägt, aus dessen Stamm Milch, Honig und Wein fließen; wo die Wohnstätte der Propheten Mohamed, Jesus und Moses in unbeschreiblicher Schönheit erstrahlt, und über das Wohnhaus jedes Rechtgläubigen sich die Aeste des heiligen Baumes niederneigen, dessen Früchte nicht abfallen, nicht verdorren, nicht verfaulen . . . In diesem herrlichen Paradiese werden wir beisammen wohnen; jeder Rechtgläubige hat dort einen Palast, in jedem Palaste lächeln ihm zweiundsiebenzig junge zarte Houris entgegen, jugendlich frische, ewig schöne Jungfrauen, deren Angesicht nie von einer Runzel entstellt wird und die noch viel, viel heißer lieben, als die Frauen der Erde.«

Halil hörte ruhig zu, bis der Alte seine Schilderung der paradiesischen Freuden vollendet hatte.

»Was Du da sagst, ist Alles schön und wahr, aber

vergiß nicht, was der Prophet als Lohn oder Strafe für den irdischen Wandel verheißen hat! Wenn der Engel Azrael leise den Leib von der Seele loslöset, wenn man uns eingräbt und zu Haupten den Grabstein mit der Inschrift: Dame Allah hu teala Remaeti (Gott sey ihm immerdar gnädig), setzt, dann treten die beiden Prüfengel Monker und Nakir zu uns hin und fragen, wie wir die Gebote des Propheten erfüllt haben? Wir aber werden mit bebenden Lippen antworten. Und wenn sie uns fragen: Wie habt Ihr den wahren Glauben, wie habt Ihr euer Vaterland gegen die Ungläubigen vertheidigt? was werden wir da antworten? Glücklich, wer dann sagen kann: Ich habe meine Schuldigkeit gethan; seine Seele darf dann im stärkenden Brunnen des Izmail dem jüngsten Tage entgegen harren; die aber antworten: Ich sah die Gefahr, welche dem Osmanenvolke drohte; ich hatte die Macht zu helfen und half nicht, deren Leib wird von den Engeln mit eisernen Ruthen gepeitscht und dann in die Morhut-Grube geworfen, wo er bis zum Tage des Gerichtes liegen bleibt. Und wenn die Posaune des Engels Israfil ertönt, wenn das Wunderbild vom Berge Safa erscheint und den Menschen das Wort »Mumem« (Gläubiger) oder Giaur (Ungläubiger) an die Stirne schreibt, wenn der Al-Dallaja (Antichrist) kommt und das Volk der Osmanen vertilgt, wenn dann Christus vom Himmel niedersteigt und den Al-Dallaja vernichtet, wenn die Heere des Gog und Magog kommen und die Anhänger Christi ausrotten und das Wasser der Flüsse austrinken, wenn endlich der Mohdi erscheint, der Alles vernichtet, wenn die Berge einstürzen und die Sterne herabfallen, wenn die Erzengel Gabriel und Michael die Gräber erschließen

und die bleichen, zitternden Gestalten vor Allah's Angesicht hinführen, der ihr Innerstes durchschaut, als ob es durchsichtig wie Krystall wäre, der ihre geheimsten Gedanken kennt, — was werdet Ihr dann antworten, Ihr, in deren Macht es steht, Mahommets Reich zu retten, die Ihr das Schwert in der Hand und Verstand im Kopfe habt, um dieses Reich dauernd zu befestigen: was werdet Ihr antworten, wenn die eherne Stimme des Richters Euch fragen wird: »Ihr habt den Untergang vorhergesehen, — habt Ihr geholfen?« Was nützt es Euch dann, wenn Ihr sagt, daß Ihr nie versäumt habt, Euch zum Abdeßtan, Güzül und Thûharet zu waschen, daß Ihr nie eines der fünf Namazatgebete vergaßet, daß Ihr in dem Ramazan gefastet und den Pejram gefeiert, daß Ihr reichlich Zakat (das durch das Gesetz anbefohlene Almosen) und Szadakat (freiwilliges Almosen) gespendet, daß Ihr so und so oft zur Kaba von Mekka (wo Mahommed geboren wurde) gewallfahrtet, daß Ihr den schwarzen Büßerstein geküßt, aus dem Zenzemet-Brunnen (Hagarsbrunnen) getrunken, daß Ihr siebenmal um den Berg Arafat gegangen, daß Ihr im Thale Dschemret nach dem Teufel Steine geworfen, — was nützt Euch Alles dies, wenn Ihr auf jene Frage nicht zu antworten vermöget? Denn wer sich an Gott versündigt, dem kann Gott vergeben; wer sich an seinem Nebenmenschen versündigt, dem kann dieser vergeben; wer sich aber an sich selbst versündigt, von wem soll der Vergebung erflehen? Wehe Euch und wehe, wehe uns Allen, die wir sehen, hören und doch fortträumen, wenn wir die Alsirat-Brücke betreten, die nicht breiter ist als die Schneide eines Messers, und über die der Weg nach dem Paradiese führt, dann

wird uns die Wucht unserer Sünden in die Tiefe hinabreißen, in die finstere Hölle, aber nicht in die erste, nicht in die Jehenna, wo die Rechtgläubigen büßen, nicht in die Ladhana, wo die Seelen der Juden gereinigt werden, nicht in die Hetama, wo die Christen leiden, nicht in die Szair, welche für die Neger bestimmt, nicht in die Szakar, in welcher die Feueranbeter, die falsche Gottheit verwünschend, am Feuer braten, nicht in die Jahim welche von dem Angstgeschrei der Götzenanbeter wiederhallt, nein, in die tiefste, verfluchteste, in die siebente Hölle, Al-Havijat, wo Jene, die den Glauben nur im Munde, aber nicht im Herzen geführt, in langsamer Marter vergehen, denn wisset, unser Gebet ist Lüge, wenn wir sagen, wir beten Allah an und seine Tempel schmählich entweihen lassen.«

Halil's Worte erschütterten die Gemüther aller Anwesenden. Jeder Satz seiner Rede berührte ein hochwichtiges Dogma der Muselmänner; aus ihrem politischen, aus ihrem religiösen, aus ihrem häuslichen Leben entlehnte er die Anknüpfungspunkte für das Netz, in welches er ihre Gemüther verstricken wollte, damit sie in sich gehen, an die Brust schlagen und die Wahrheit seiner Worte anerkennend, ausrufen:

»Gebiete über uns, wir wollen Dir gehorchen.«

»Wehe uns,« fuhr der begeisterte Seher nach einer kurzen Pause fort, »wehe uns, wenn wir glauben, jene drohenden Tage ständen noch in so weiter Ferne! Wehe uns, wenn wir glauben, daß das Maß der Sünden, welches dem Volke der Osmanen den Untergang bereitet, noch nicht voll sey! So lange unsere Ahnen unter armseligen Zelten wohnten, nannte die halbe Welt mit Beben unseren

Namen; seit das Volk der Osmanen in Sammt und Seide einhergeht, ist es seinen Feinden zum Spott geworden. In den Palästen unterhält man sich mit Wein, Musik und Weibern, man wagt sich nicht hinaus aufs Schlachtfeld, aber man wagt es — wehe mir, man wagt es, den Namen Allah's fluchwürdig zu schmähen. Daß es unter den Giaurs Gottesleugner gibt, wundert mich nicht; die vielen weltlichen Wissenschaften berücken ihren Verstand; aber wie kann es dem Muselmann in den Sinn kommen, sein Haupt frech gegen Gott zu erheben, dem Muselmanne, der in seinem ganzen Leben nichts Anderes gelernt hat, als Gott zu lobpreisen, und doch vermaß sich am Abende des Halivetfestes ein Scheik, ein Nachkömmling des Propheten, ein Scheik, vor dem sich das Volk auf der Straße ehrfurchtsvoll beugt, in Gegenwart der weinseligen Palastherren die schmachvollen Worte auszustoßen: »Es gibt keinen Allah, und wenn's einen gibt, so ist er nicht allmächtig; denn wäre er allmächtig, so könnte er mir verbieten zu sagen, es gibt keinen Allah.« *)

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die ganze Versammlung. und das dumpfe Murren währte lange fort, gleich fernem Donnergrollen.

»Und wer ist der Verruchte?« fragte Derwisch Mohammed, und erhob die drohend geballte Faust.

»Uzun Abdi, der Janitscharenaga,« entgegnete Halil; »er sprach jene Worte und die Andern lachten darüber.«

»So mögen sie allesammt verflucht seyn!«

»Der Reichthum hat die Herzen der Osmanlis verderbt! Wer lenkt die Schicksale unseres Reiches? Die Günst-

*) Decsy: Ozmanographia.

linge der Sultana, die Sclaven des Kislar Aga, die Isoglane, deren Zügellosigkeit das Loos Sodoma's und Gomorrha's über Stambul heraufbeschwört, das sind unsere Heerführer, unsere Staats- und Finanzmänner, und wenn der Zufall hie und da eine echte Heldengestalt unter sie mengt, so wird auch diese bald schwarz und schmutzig, wie ein Tropfen Wasser, der auf Ruß fällt; denn die Schätze, die Paläste und die Freudenmädchen des gefallenen Günstlings gehen auf den neuen über und verderben diesen eben so tief wie seinen Vorgänger; so lange noch diese Paläste an den süßen Gewässern stehen, werden in Stambul immer mehr Flüche als Gebete zum Himmel steigen; darum, wenn Ihr Stambul retten wollt — steckt diese Paläste in Brand, denn — so wahr ein Gott lebt, diese Paläste richten Stambul zu Grunde!«

»Wir werden beim Sultan Beschwerde führen,« sagte Derwisch Mohammed.

»Nieder mit jenen Palästen, sage ich Euch, denn es wohnt auch nicht ein Gerechter darin; jene ganze steinerne Welt möge in ihren Grundfesten erbeben: wer auch nur um einen Kopf über die Andern hinausragt, der ist schon schuldig; erhebet Jene, die am niedrigsten stehen, stürzet alle jene Woiwoden, Chans und Paschas, die sich ihre Stellen und einen Theil des Landes um Geld erkauft, und es daher auch jeden Augenblick um Geld wieder zu verkaufen bereit sind. Berufet ungekannte, herzhafte Biedermänner an ihre Stelle, denn selbst die Luft, in der sie athmen, ist durch und durch verpestet. Seit einiger Zeit sind in Stambul Thaler und andere Geldstücke mit Figuren und Löwenköpfen in Umlauf; nun wissen wir aber, daß der Muselmann auf seine Münzen nie derlei Figuren prägen läßt, —

Tribut zahlen uns weder Russen noch Polen, noch Schweden, und dennoch sind jene Münzen bei uns im Umlauf . . . O, seit Baldatschi den nordischen Kaiser, den weißen Schnurbart (Peter den Großen) entkommen ließ, seitdem weiß man, daß man mit Gold und Silber weiter und sicherer trifft, als mit Eisen und Blei. Wir müssen eine neue Welt schaffen, die alte muß vom Grunde auf zerstört werden. Verfasset eine lange Liste von Ernennungen und tragt sie zum Großvezier; weigert er sich, sie anzunehmen, so schreibet auch statt seiner einen Andern auf die Liste und tragt sie zum Sultan. Wehe dem Osmanenvolke, wenn sich in seiner Mitte nicht so viele Biedermänner finden ließen, als es braucht!«

Die Versammelten fertigten sogleich ein langes Verzeichniß von Candidaten für die höchsten Staatsämter an.

Statt des Kapudan sollte Dschanüm Chodscha, statt des Ministers des Innern Mustapha Beg, statt des Janitscharenaga — Mussli ernannt, die im Amte stehenden Richter und Kämmerer verbannt, die Verbannten zurückberufen, statt des mit fremdartiger Bildung vollgesogenen Maurocordato dessen Gegner Richard Rakovicza, mit dem Beinamen Dschihan, zum Woiwoden der Walachei, statt Ghika's, des Fürsten der Moldau — der Peraer Fleischer Janaki, statt Mengligiraj, Chan der Krim — der gleichfalls bei der Versammlung anwesende Kaplan Giraj eingesetzt werden.

Kaplan Giraj reichte Halil Patrona die Hand zum Danke für dieses Vertrauen.

Und sonderbar . . . als Halil dem Chan die Hand drückte, schien es ihm, als fühlte er ein elektrisches Zucken in seinen Armen . . . was das wohl bedeuten mochte?

Nun trat Mussli vor.

»Jetzt wirst Du mir gestatten, mit dieser Schrift zum Großvezier zu gehen. Du warst schon einmal im Serail, gönne jetzt mir den Ruhm, meinen Muth zu beweisen, Du mußt nicht alle Ehre für Dich behalten wollen, sondern auch Anderen etwas davon überlassen. Und dann würde es sich für Dich gar nicht ziemen, wenn Du deine Propositionen selber vor den Divan brächtest. Sieh, auch die Giaur-Fürsten kommen nicht selber, sondern schicken ihre Gesandten.«

Halil Patrona reichte dem Janitscharen gerührt die Hand. Er wußte wohl, daß nicht der Ehrgeiz aus ihm spreche und daß er nur deshalb nach dem Serail gehen wolle, weil es sich leicht ereignen könnte, daß der Ueberbringer solcher Vorschläge ohne weiters geköpft wird.

Mussli wiederholte seine Bitte und that, als ob er einen so großen Stolz darein setzte, daß Halil ihn nicht von sich weisen konnte.

Mussli war übrigens ein gar pfiffiger Kerl; er wußte, daß es sehr gewagt sey, mit so vielen und großen Forderungen nacheinander herauszurücken; er verfiel daher mit seinem schlichten Hausverstande auf die Idee, den überraschten Großvezier gar nicht zu Athem kommen zu lassen und ihn derart zu übertölpeln, daß er, sobald er nur die erste Forderung gewährt, auch zur zweiten und allen folgenden seine Zustimmung geben müsse.

Der neue Großvezier hatte vom Volke den Spitznamen Kabakulak — Hartohr — erhalten, weil er schwer hörte, was übrigens für Mussli, der stets unbändig zu schreien pflegte, ein großes Glück war.

Anfangs wollte der Kabakulak gar nichts hören, als ob er stocktaub wäre, und ließ sich Alles dreimal sagen;

nachdem aber Mussli von ungefähr die Aeußerung fallen ließ: wenn der Großvezier ihn nicht hören wolle, werde er zum Sultan gehen und mit diesem die Sache abmachen — da thauten die großvezierlichen Gehörwerkzeuge etwas auf; der wackere Mann ward herablassender und fragte Mussli ganz freundlich, was er für ihn thun könne.

Mussli wurde durch das viele Schreien noch mehr ereifert und hatte nun seinen vollen Muth beisammen.

»Halil Patrona befiehlt Dir . . .« brüllte er dem Kabakulak ins Ohr.

Der Großvezier fuhr entsetzt zurück; ob ihn der Schrei an und für sich oder der Sinn der Worte mit solchem Entsetzen erfüllte, wissen wir nicht.

»Na, na, mein Junge, Du mußt mir nicht so ins Ohr schreien, als ob ich taub wäre; was erbittet sich Halil Patrona von mir?«

»Du brauchst mich nicht zu corrigiren, alter Uhu!« brummte Mussli vor sich hin; dann fuhr er wieder laut fort: »daß Du Dschanüm Chodscha zum Kapudan Pascha ernennst.«

»Gut, gut, mein Sohn, das ist auch ganz mein Wille, ich habe es längst beschlossen gehabt; so! . . . jetzt kannst Du nach Hause gehen.«

»O, noch lange nicht. Die Walachei braucht einen neuen Woiwoden.«

»Sie hat schon einen, mein Junge, sie hat schon einen; er heißt Maurocordato; kannst Du das aussprechen? Maurocordato!«

»Ich strapazire meine Zunge gar nicht damit; ich meine, Dschihan sey viel leichter auszusprechen.«

»Ja, was soll denn aus Dschihan werden?«

»Ein Fürst der Walachei.«

»Gut, Ihr sollt ihn haben; was willst denn Du werden?«

Mussli war in der Liste für die Stelle eines Janitscharenaga vorgemerkt, aber er schämte sich, von sich zu sprechen.

»Laß mich nur seyn, so lange wir noch über würdigere Leute zu reden haben. Wir wünschen den Fürsten der Krim abgesetzt und den verbannten Kaplan Giraj an seine Stelle ernannt zu sehen.«

»Ganz recht! Mengligirai wird mit Nächstem seiner Würde enthoben.«

»Nichts da, mit Nächstem! Jetzt, gleich auf der Stelle, unverzüglich!«

Mussli begleitete jedes seiner Worte mit so lebhaften Bewegungen, daß der Großvezier zu retiriren anfing.

»Hast Du vielleicht noch sonstige Schmerzen?« fragte er.

Mussli schwieg; was er noch wollte, hatte er selber vergessen; aber die Verlegenheit währte nicht lange, er setzte sich ganz ungenirt auf die Erde, zog das Register aus der Tasche und las dem Großvezier die gewünschten Ernennungen der Reihe nach vor.

Der Großvezier bewilligte Alles, ohne auch nur einen Einwurf zu erheben.

Zu allerletzt nannte Mussli den Fleischer Janaki.

»Den mußt Du zum Woiwoden der Moldau machen.«

Kabakulak wurde auf einmal wieder taub; er hörte schon wieder nicht, was Mussli so eben gesagt hatte.

Mussli stellte sich ganz nahe neben ihn, legte die hohle Hand an den Mund und schrie dem Großvezier ins Ohr:

»Janaki habe ich gesagt!«

»Ah, so, so! Du wünschest, daß er die Fleischliefe-

rung für die Küche des Sultans bekomme? Gut, gut . . . er soll sie haben!«

»Daß Dir doch der Engel Israfil in die Ohren posaunen möchte!« brummte Mußzli vor sich hin; »es ist ja gar keine Rede von einer Fleischlieferung; zum Woiwoden der Moldau sollst Du ihn machen.«

Kabakulak fand es diesmal für gut, Mußzli's Worte zu hören, und antwortete ihm ernst:

»Du weißt nicht, was Du da begehrst; der Padischah hat diese Würde erst vor vier Tagen dem Fürsten Ghika verliehen, der ein sehr weiser, vornehmer Mann ist; die Ernennung kann nicht rückgängig gemacht werden.«

»Ein weiser vornehmer Mann?« fragte Mußzli verwundert. »Wie soll ich das verstehen? Was ist denn für ein Unterschied zwischen einem Giaur und dem Andern?« *)

»Die Ernennung ist vom Sultan ausgegangen, was er gethan, daran kann ich ohne sein Wissen nichts ändern.«

»So geh zum Sultan, damit er selber ändere, was er gethan hat; übrigens thue, wie Du willst, gib aber nur Acht, daß Du Halil Patrona nicht aus seiner guten Laune bringst.« **)

Kabakulak wünschte den alten Janitscharen dahin, wo der Pfeffer wächst, aber Mußzli stöberte noch immer in seinem Verzeichnisse herum; er erinnerte sich, daß ihm Halil noch etwas aufgetragen habe, aber er wußte nicht mehr recht was.

»Ja, richtig, jetzt fällt's mir ein; Halil Patrona hat

*) Nach der »Histoire des deux rébellions« Mußzli's eigene Worte.

**) Ebendaselbst.

auch befohlen, Du mögest die Erlaubniß ertheilen, jene schändlichen Paläste an den süßen Gewässern in Brand zu stecken.«

»Ihr seyd sehr edle Mordbrenner, Ihr fragt doch wenigstens früher um Erlaubniß; wünscht Ihr vielleicht auch Stambul zu plündern?«

»Du thust sehr schlecht daran, so zu sprechen, Kabakulak; Halil will nicht deshalb jene Paläste in Flammen aufgehen sehen, weil er am Mordbrennen seine Lust findet, sondern weil er den Vezieren ihre Schlupfwinkel zerstören will, wo sie sich hinter Blumen und Weiber verkriechen, wenn sie ins Feld ziehen sollen. Wenn nicht jeder Pascha schon auf Erden sein eigenes Paradies haben wird, dann werden sie sich mehr nach dem himmlischen Paradiese sehnen; darum will Halil jene Stätten der Wollust in Flammen aufgehen sehen.«

»Gott erhalte euren Halil! Ich will auch diesen euern Wunsch dem Sultan vortragen.«

»Nun so geh — schnell, schnell; ich werde hier in deinem Gemache auf Dich warten.«

»Hier willst Du warten?«

»Ja, Du brauchst Dich aber gar nicht um mich zu kümmern; ich habe mir mein Mittagsessen hierher bestellt, Tabak und Kaffeh werde ich wohl hier bei Dir bekommen und solltest Du etwa bis Morgen Früh ausbleiben, so übernachte ich hier auf dem Teppich.«

Kabakulak merkte wohl, daß er's mit einem Starrkopfe zu thun habe, der sich sicherlich nicht von der Stelle rühre, bis er nicht alle seine Forderungen befriedigt sieht. Diese hätten sich nun freilich auf einem sehr kurzen Wege befriedigen lassen; der Großvezier durfte nur einige Csauße her-

einrufen und dem Kerl den Kopf vor die Füße legen lassen, aber dazu war der Horizont noch nicht rein genug; noch lagerten die Rebellen in dichten Gruppen auf den öffentlichen Plätzen. Man mußte sie vorerst beschwichtigen und zerstreuen, — dann konnte man gegen sie auftreten.

Es blieb sonach dem Großvezier nichts Anderes übrig, als dem Sultan Halil Patrona's Forderungen frei und offen vorzutragen.

Der Sultan willigte in Alles.

Binnen einer Stunde hatte Mussli sämmtliche Ernennungs- und Verbannungsfermane und Hattischerifs in Händen.

Blos hinsichtlich der Zerstörung der Kioske bemerkte der Sultan: man möge dieselben nicht anzünden, weil man sich dadurch vor den Christen lächerlich machen würde, sondern die Mauern niederreißen und die Lustparks zerstören.«

So wurden innerhalb drei Tagen hundertzwanzig prachtvolle Kioske an den süßen Gewässern zerstört, die kostbaren Pflanzen ins Wasser geworfen und die schattigen Lauben, welche so viele liebende Paare beherbergt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Jetzt sieht man nur mehr die Trümmer dieses einst so feenhaft schönen Stadttheiles, wo alle Freuden der Erde ihren Sitz aufgeschlagen hatten; Halil Patrona ließ diese Paläste zerstören, damit es — wie einen Gott — so auch nur ein Paradies gebe, und zwar nicht auf Erden, sondern im Himmel; wer es zu erreichen wünscht, der möge es erkämpfen lernen! . . .

XII.

Menschliches Hoffen.

Wenn ein Stern so hoch gestiegen ist, daß er nimmer höher steigen kann, dann ist die Zeit nahe, wo er niederzusinken beginnt . . .

Alles kam so, wie sichs Halil einst geträumt hatte. Er stand hoch oben am Gipfelpunkte der Macht, das Schicksal von Ländern und Welten lag in seiner Hand. Er setzte Veziere ein und ab, sandte Truppen gegen fremde Lande, bestätigte Fürsten in ihrer Würde und sah hohe Herren sich schmeichelnd zu seinen Füßen winden.

Ganze Tage über saß er und las in den Werken türkischer Geschichtsschreiber, er studirte den berühmten Rasid und den weisen Chelebizade, vertiefte sich in die Betrachtung der Landkarten, die er nach allen Richtungen hin mit farbigen Linien durchzog und mit Punkten übersäete, deren Bedeutung nur ihm bekannt war. Diese Linien und Punkte erstreckten sich bis weit in das Herz Podoliens und der Ukraine hinein . . . er wußte wohl, was er damit wollte!

Seine Pläne waren für Jahrhunderte voraus berechnet . . . und was ist das Leben eines Menschen?

Er sah im Geiste das alte Osmanenreich verjüngt dastehen, von neuer Kraft durchströmt und die mächtigen Arme ausbreitend nach Osten, nach Westen, ganz besonders aber nach Norden! Er sah, wie ihm die entferntesten

Völker huldigen, sah, wie sie das geblendete Auge bebend abwenden vor dem Blitzen des siegreichen Osmanenschwertes und schon glaubte er, das Schicksal sey Lügen gestraft und werde ein neues Buch der Zukunft schreiben müssen.

Menschliches Hoffen! Ein Hauch und es ist zerstoben!

Aber eine noch größere Freude, ein noch wonnigeres Hoffen schwellte Halil's Brust, wenn er — vom Weltenlärm zurückgezogen — die Thüre seines geheimen Gemaches öffnete und hineintrat.

Was sind das für Laute, deren Klang seinem Herzen so wohl thut? Warum steht er lauschend am Vorhange? Worauf horcht er?

Es ist das Lallen eines Kindes, eines Sohnes, mit dem ihn Gül-Bejaze am Jahrestag ihrer Vermälung beschenkte.

Dieses Kind war die schönere, reinere Hälfte von Halil's Freuden, der hellste Stern seiner Hoffnungen. Was er nicht zu erreichen vermochte, dachte er, das werde dieses Kind einst erreichen, es werde vollenden, was er nur zu beginnen vermochte und den Namen seiner Familie in der Geschichte der Osmanen verewigen und berühmt machen, wie es die Familie der Küprilis war, welche das Reich anderthalb Jahrhunderte hindurch nur mit Helden und weisen tugendhaften Männern beschenkte.

Gül-Bejaze wollte den Knaben — wie es bei armen Leuten üblich ist — Ferhad oder Sender heißen, Halil aber gab ihm den Heldennamen Beram, denn —

sagte er — dem Knaben stände eine große Zukunft bevor. *)

Menschliche Berechnung, menschliches Hoffen! Heute hängt der Baum voll Blüthen, morgen liegt er entwurzelt da.

Wer wollte mit Gott rechten? Wer dürfte es wagen, ihm rathen zu wollen?

Halil näherte sich auf den Fußspitzen dem Bette seiner Gattin, um mit dem Kinde zu spielen; sie bemerkt ihn erst als er schon ganz nahe steht! Wie sie sich gegenseitig freuen! Das Kind wird von Einem nach dem Andern in den Arm genommen, geherzt, geküßt, Beide fühlen sich in dem Knäblein neu aufleben.

Endlich tritt auch der alte Janaki herein, seine Miene lächelt und doch weiß er immer nur von traurigen Dingen

*) Es dürfte Manchem auffallen, daß Gül-Bejaze, als sie den Muselmann Halil Patrona heirathete, nicht genöthigt wurde, ihrem Glauben abzuschwören; es wird daher wohl am Platze seyn, hier einige hierauf bezügliche Punkte aus einer vom Propheten Mahomed selbst bestätigten Urkunde einzuschalten: »XIV. Frauen, welche sich mit einem Muselmann verheirathen, sollen nie gezwungen werden, ihrem Glauben zu entsagen und auch in der Verrichtung ihres Gottesdienstes nicht behelligt werden. XV. Niemand verbiete seiner Frau, ihre Kirche zu besuchen. XVI. Wer sich gegen diese Gebote vergeht, der versündigt sich an Gott und seinen Gesalbten u. s. w. XVIII. Und zuletzt befehle ich, daß bis ans Ende der Welt sich nie ein Muselmann gegen diese Gesetze vergehen solle.« Diesen Brief schrieb der Heerführer Ali Abu Thaleb's Sohn und der Prophet unterschrieb ihn eigenhändig in Gegenwart von fünfzehn Zeugen in der Moschee, am dritten Tage des Monats Moharrem im zweiten Jahre der Hedschira.

zu erzählen. Seit er zum Woiwoden der Moldau ernannt worden, ist ihm alle Lust am Leben vergangen, als fühlte er's, daß ihn nur der Tod von dieser Bürde befreien werde. Er scheint ein ganz besonderes Vergnügen daran zu finden, ewig den Unglücksprophete zu machen.

»Ach, könntet Ihr doch den Knaben auferziehen, aber so lange lebt Ihr nicht. Männer, wie Du, mein Sohn Halil, leben nicht lange; und ich, ich will Dich auch nicht überleben. Du wirst's sehen, wenn Du dann noch sehen kannst, daß ich augenblicklich sterbe, sobald Du einmal stirbst; dann ist euer Knäblein zweifach verwaiset.«

Mit solchen und ähnlichen Reden marterte der gute Mann die armen Eltern. Es thut ihnen beinahe wohl, als sie sehen, daß der alte Herr sich endlich in einen Winkel setzt und dort entschlummert; seit er sich mit so beunruhigenden Gedanken abquält, hat er fortwährend Schlaf.

Abermals öffnet sich die Thüre und herein tritt die Aufseherin der Serailfrauen, die Kadun-kiet-Khuda, in Begleitung zweier Sclavinnen, welche einen prachtvollen porzellanenen Napf vor die Wöchnerin hinstellen.

»Die Sultana Valide,« sagte die Alte ganz demüthig, »läßt durch mich ihren Gruß vermelden und schickt diesen Sorbeth.«

Solch eine Auszeichnung von Seite der Sultana Mutter (Valide) pflegte nur den Favoriten des Sultans zu widerfahren, wenn sie in den Wochen lagen; — es lag daher in diesem Schritte eine ungeheuere Auszeichnung für die Gattin Halil Patrona's oder — eine ungeheuere Demüthigung für die Favorite-Sultana.

Die letztere Ansicht ist jedenfalls die richtigere, denn

die Sultana schickte den Sorbeth auf den ausdrücklichen Befehl des Sultan Achmet.

»Siehst Du?« sagte Halil. »Die Großen und Mächtigen der Welt küssen den Staub deiner Füße; die Sclaven sind nicht nur am Bazar zu finden; die Ersten sind nun die Letzten geworden. Freue Dich der Gegenwart, meine Fürstin, und trachte das Glück im Fluge zu erhaschen.«

»Das Glück, o Halil,« erwiederte das Weib mit traurigem Lächeln, »gleicht den Aalen des Bosporus; es entschlüpft unseren Händen gerade in dem Augenblicke, wo wir es für immer festzuhalten wähnen.«*)

Und auch Halil wähnte das Glück für immer an sich gefesselt zu haben.

Die höchsten Staatsämter wurden von seinen Freunden und Bundesgenossen bekleidet, der Sultan selber war ihm zu Danke verpflichtet, denn durch Halil war er aus den sieben Thürmen befreit und auf den Thron erhoben worden.

Und doch grub man bereits an der Grube, in die er gestürzt werden sollte.

Der Sultan, der den Gedanken, einem elenden Krämer zu Dank verpflichtet zu seyn, nicht ertragen konnte, die Sultana, die nimmermehr vergessen konnte, welche Demüthigung sie sich wegen Gül-Bejaze gefallen lassen mußte, der Kislar Aga, den Halils Einfluß eifersüchtig machte, der Großvezier, der sich dem Willen dieses Emporkömm-

*) Baptiste Poujoulat, Histoire de l'empire Ottoman.

lings fügen mußte, — Alle harrten schon längst einer Gelegenheit, um ihn zu vernichten.

Eines Tages ließ der Sultan dreißig Wagen Geldes unter die vierzigtausend Janitscharen, zwanzigtausend Spahis und sechzehntausend Topidschis austheilen, wofür diese nun gelobten, sich mit dem Serail zu versöhnen und sich um die Fahne des Propheten zu schaaren; das Volk aber versprach unter zwei Bedingungen wieder friedlich auseinander zu gehen: erstens dürfe Niemand für das Vergangene bestraft, zweitens sollten ihm drei Fahnen belassen werden, um die es sich schaaren könnte, im Falle die erste Bedingung nicht getreulich erfüllt würde. Man sagte Alles zu; Halil Patrona aber wurde unter die Mitglieder des Divans aufgenommen.

Mit ihm wurden auch noch siebenundzwanzig aus den Volksführern berufen, um an den Berathungen Theil zu nehmen; Halil Patrona aber war die Seele dieser Volkspartei im Schooße des hohen Rathes der Pforte.

Er ermuthigte seine Gefährten zur großen, welterschütternden That; wenn er sein begeistertes Wort an sie richtete, wurden die armen Krämer und Fischer zu Helden und dann schien es, als wären sie die Heerführer, die Paschas und Palastherren aber neben ihnen nur erbärmliche Krämer und Fischer.

Das Erstaunen, die Bewunderung Aller, die ihn kannten, begleitete jeden Schritt dieses seltenen Mannes.

Nur Einer vermochte sich nicht mit dem Gedanken zu versöhnen, daß er seine Macht einem im Staube gebornen Krämer zu verdanken haben solle und dieser Eine war der — Tartarenchan Kaplan Giraj.

Undank und Verrath liegen hart neben einander.

Der Chan entdeckte dem Großvezier Halils Plan, welcher dahin ging, den Sultan zur Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen, weil dieses Persien mit Waffen unterstützte; die Moldau und die Krim wären die Ausgangspunkte für dieses Unternehmen, um die Fittige des nordischen Aars zu lähmen und die furchtbare Prophezeiung der Takimi Vekai Lügen zu strafen.

Diesen Plan theilte Kaplan Giraj, wie gesagt, dem Kabakulak mit; ein Mann mit solch kühnen Ideen durfte nicht länger leben.

Es ward daher beschlossen, sich seiner während einer Rathssitzung beim Großvezier zu entledigen.

Zu diesem Ende wurden jene Janitscharenoffiziere ausgewählt, welche Halil um die von ihm usurpirte Gewalt am meisten beneideten; diese wurden nun rasch zu Mitgliedern des Divans ernannt und in die Sitzung eingeführt.

Die Sache ward nun folgendermaßen verabredet: sobald Halil mit seinem Antrage, den Krieg gegen Rußland betreffend, hervortritt, würde Kaplan Giraj dagegen allerlei Einwendungen machen, Halil hierauf natürlich immer mehr in Eifer gerathen und der Tartarenchan endlich gegen ihn den Säbel ziehen, worauf die Janitscharenoffiziere über Halil und seine Genossen herfallen und sie ohne Weiteres niedermachen.

Halil und seine Gefährten gingen wirklich in die so wohl angelegte Falle, nicht ahnend, welche Gefahr ihr Haupt umschwebe.

Der Großvezier saß in der Mitte, ihm zur Rechten Kaplan Giraj, der Ehrenplatz zur Linken war Halil Pa=

trona vorbehalten; ringsum saßen die Offiziere der Janitscharen und Spahis, Jeder mit dem Säbel in der Hand.

Der Mordanschlag sollte binnen wenigen Secunden ausgeführt werden.

Die Volkstribunen — außer Halil Patrona noch siebenundzwanzig — traten ein; die Janitscharen waren sechzig an der Zahl.

Kabakulak winkte Halil, sich ihm zur Linken zu setzen; die Uebrigen placirte er derart, daß zwischen je zwei Janitscharen Einer der Volksführer zu sitzen kam, damit in dem Augenblicke, wo Kaplan Giraj den Säbel zieht, Jeder seinen Mann sogleich bei der Hand habe.

»Mein theurer Sohn,« sagte der Großvezier zu Halil, nachdem dieser Platz genommen, »auf deinen Wunsch habe ich den hohen Divan und die Führer der Armee zusammen berufen; sage ihnen nun, weshalb sie hierher beschieden wurden.«

Halil erhob sich rasch und sprach zu den Anwesenden gewendet:

»Muselmänner, Gläubige Mohammeds! Wenn Jemand von Euch hören würde, daß sein Haus brennt, braucht man ihm dann noch lang und breit auseinanderzusetzen, daß er löschen müsse; wenn Ihr hören würdet, es seyen Räuber in euer Haus eingedrungen, die eure Geldtruhen erbrechen und ausrauben, die eure Kinder erwürgen, die mit ihrem Mordbeile die Häupter eurer Eltern, eurer Gattinnen bedrohen: werdet Ihr nicht vielmehr von selbst hineilen, den Räuber, den Mörder zu erschlagen? Nun seht, mehr als Haus und Habe, mehr als Kinder, Eltern und Gattinnen — das Vaterland wird von einem mächtigen Feinde mit dem Untergange bedroht, von einem

Feinde, der ganz entschieden den Willen, aber bisher nur noch nicht die Kraft hat, seinem Worte die Thatfolgen zu lassen, von einem Feinde, bei dem sich vom Vater auf den Sohn der tödtliche Haß fortpflanzt, der keine Versöhnung kennt, der vernichten oder vernichtet werden muß. Der Moskow ist's, der Moskow! Unsere Väter haben wenig von dem Namen gehört, unsere Söhne werden mehr davon hören und unseren Enkeln wird er viel Thränen kosten. Unser Glaube gebietet uns wohl, uns mit Beruhigung in die Beschlüsse der Vorsehung zu fügen; aber nur Feiglinge können eine Beruhigung in dem Gedanken finden: das Volk der Osmanen mußte zu Grunde gehen, weil es im Himmel so und nicht anders beschlossen war. Wenn die Prophezeiung sagt, es werde eine Zeit kommen, wo das Osmanenreich durch die Feigheit seines Volkes zerfällt, hängt es da nicht von uns und unseren Nachkommen ab, die Verwirklichung dieser Weissagung noch weit, weit hinauszurücken? Die Prophezeiung verheißt uns ja den Untergang, nur wenn wir feige sind; so lasset uns denn nicht feige seyn und wir werden auch nicht untergehen! Und wenn wir nur einmal den Feind kennen, dessen Schwert den Anhängern Mahomeds dereinst die schmerzlichsten Wunden schlagen wird, dessen Riesenschritte die blutigsten, schmachvollsten Spuren im Türkenlande zurücklassen werden, — warum sollen wir ihm nicht zuvorkommen? warum sollen wir warten, bis er heranwächst, um uns zu verschlingen, während wir jetzt stark genug wären, ihn zu vernichten? Die Gelegenheit ist günstig! Die Kosaken bitten um Hilfe gegen die Moskow. Wenn wir sie gewähren, haben wir neue Bundesgenossen; wenn wir sie verweigern — neue Feinde. Tartaren, Tscherkessen, Mol-

dauer sind die Vormauern unseres Reiches, fügen wir auch noch die Kosaken hinzu; warten wir nicht bis alle diese Stämme als eine Mauer gegen uns vom Feinde vorgeschoben werden. Als er die Feste Azow erbaute, hat er es klar gezeigt, was er wollte, — zerstört sie und er wird sehen, daß Ihr ihn verstanden habt!«

Halil ließ sich ruhig wieder auf seinen Sitz nieder.

Nach ihm erhob sich der Verabredung gemäß Kaplan Giraj.

Halil hatte mit aller Zuversicht erwartet, daß der Tartarenfürst, dem er in seinem Plane eine so hervorragende Rolle zugedacht, dessen Land von dem immer mächtiger werdenden Feinde am unmittelbarsten bedroht war, seinen Vorschlag mit aller Wärme verfechten werde. Um so größer war daher sein Erstaunen, als Kaplan Giraj ihm einen höhnischen Blick zuwarf und dann folgendermaßen begann:

»Es ist stets ein großes Unglück für ein Land, wenn diejenigen, welche seine Angelegenheiten leiten sollen, unwissend sind; guten Willen will ich Dir, Halil, nicht absprechen, aber ich finde es sehr spaßig, daß Du um der Prophezeiung eines Derwisches willen einem Nachbar, der mit uns im Frieden lebt, der uns nichts zu Leide thut und uns nichts in den Weg legt, den Krieg erklären willst; Du sprichst so, als ob außer uns gar Niemand weiter in Europa wohnte, als ob wir nicht rings von mächtigen Nationen umgeben wären, die allesammt über uns herfallen, sobald wir ungerechter Weise einen Krieg beginnen. Das kommt natürlich daher, weil Du die Welt nicht kennst, mein lieber Halil. Mein Gott, Du warst nur ein schlichter Krämer, woher sollte Dir das Wissen kommen? Darum lasse

Du in Himmelsnamen die Staatsangelegenheiten ungeschoren, und wenn Du Märchen und Sagen liest, glaube ja nicht, daß das Alles bare Münze sey.«

Die Volksmänner blickten den Chan verwundert an, Halil maß ihn verächtlich vom Scheitel bis zur Zehe; er merkte nur zu deutlich, daß er verrathen sey, — verrathen durch denjenigen, dem er die Macht gegeben und durch einen ruhmvollen Feldzug auch die Größe geben wollte.

Daß er in eine Falle gegangen, daß ein Einverständniß zwischen dem Chan und den übrigen Mitgliedern des Divans bestehe, daran dachte der gute Halil in der Einfalt seines Herzens durchaus nicht; er sprach mit dem Chan so offen und ungezwungen, als ob außer ihnen Beiden sonst Niemand weiter zugegen wäre.

»Du hast in der That Recht, Kaplan Giraj,« sagte er, »wenn Du mir Unwissenheit vorwirfst; ich habe auch wirklich nie etwas anderes studirt als den Alkoran und hatte keine Gelegenheit jene Bücher zu lesen, welche den Alkoran Lügen zu strafen bemüht sind. Aber eben aus dem Alkoran weiß ich wenigstens so viel, daß der Prophet, als er zum Kampfe gegen die Götzenanbeter auszog, nicht erst bei den Nachbarvölkern anfragte, ob er's thun solle oder nicht? Er that's und siegte! Ferner weiß ich auch noch, daß — seit der Zeit, als der Divan sich mit seinen Feinden beräth und verbündet — die osmanischen Truppen über drei Flüsse zurückgeworfen wurden, daß wir sichtlich zusammenschmelzen und unaufhaltsam dem Verderben entgegenschreiten. Ich bin ein dummer unwissender Mensch, habe keine Ränke und Schliche gelernt und es darf Dich daher nicht Wunder nehmen, daß ich den Glauben Mahomeds mit

dem Schwerte vertheidigen will, während es hiezu vielleicht noch ein anderes mir unbekanntes Mittel gibt; dagegen darf es aber auch mich nicht Wunder nehmen, daß Du, ein Sprößling aus der Familie der Krim'schen Fürsten, den Krieg scheuest. Du bist ein hoher Herr von Geburt und weißt daher dein Leben zu schätzen. Beschönige immerhin die Thaten unserer Feinde, damit Du nicht genöthigt seyest, gegen sie zu Felde zu ziehen. Du sagst: es sind gute, friedliche Nachbarn, die Niemanden etwas zu Leide thun und doch weißt Du recht gut, daß unsere Timarioten bei Kermandschan von russischen Kanonen zurückgeschlagen, daß Abdullah Pascha auf russischem Gebiete von den Persern im Rücken angegriffen wurde. Aber in all dem siehst Du keine Feindseligkeit, Du bist mit deinem Loose zufrieden, der Krieg könnte Dir die Chanskeule entreißen, während Du sie im Frieden unbeirrt schwingst; Dir ist's gleichviel, wessen Diener Du bist, wenn Du nur wieder über Andere Herr seyn kannst; in deinen Augen ist Jeder ein Narr, der nicht sich selbst der Nächste ist. Ja, Kaplan Giraj, ich bin ein einfältiger Mensch, weil ich mein Leben in die Schanze schlage und auf einen Lohn in einer andern Welt hoffe. Ich ward nicht in Sammt und Seide, aber in Vaterlandsliebe und Gottesfurcht erzogen, während Du klug genug bist, Dich mit den Freuden dieses Lebens zu begnügen. Aber Allah wird Dir den Lohn nicht vorenthalten; weil Du einen ehrlichen Freund verrathen, wirst Du einst ein Sclave deiner Feinde werden, und der bisher Kaplan (der Tiger) geheißen, wird dann Sitschian (die Maus) heißen.«

Bei diesen tief verletzenden Worten hätte Kaplan Giraj ans Schwert greifen müssen und wäre es auch nicht schon

früher so verabredet gewesen. Wuthentbrannt, den blanken Säbel in der Hand, fuhr er von seinem Sitze empor.

Aber nun kam die Reihe des Verwunderns an den Großvezier und an die übrigen Verschworenen.

Die Janitscharen, welche mitten unter den Männern des Volkes saßen, rührten sich nicht von der Stelle, und auf das verabredete Zeichen zog auch nicht Einer den Säbel.

Dieses Zaudern der Offiziere überraschte die in das Geheimniß Eingeweihten so sehr, daß auch Kaplan Giraj plötzlich inne hielt und Halil anstarrte, der mit verschränkten Armen dastand und dem Chan verächtlich ins Antlitz blickte; die Janitscharen stierten stumm vor sich hin.

»Ich weiß nur zu gut,« sagte Halil Patrona mit kalter Ruhe zum Chan, »welche Ehrerbietung ich diesem Orte schuldig bin, darum kann ich dem Schwerte nicht mit dem Schwerte begegnen; wohl kenne ich die europäischen Sitten nicht so gut wie Du, ich weiß nicht, ob die Angelegenheiten anderer Nationen im Ministerrathe mit dem Säbel entschieden werden, ob bei den Cabinetsberathungen in England oder Frankreich derjenige Recht behält, der den Anderen zusammenhaut, aber so viel weiß ich mit Bestimmtheit, daß im osmanischen Divan Schlägereien nicht üblich sind. Wenn die Berathung vorüber ist, komme mit mir in den Garten hinab, dort können wir die Sache abmachen, — Einer von uns wird dann jedenfalls der Sorge um sein Leben ledig.«

Halil's ruhiges kaltes Benehmen entwaffnete seine Gegner und machte sie völlig verstummen. Die Anhänger Patrona's schaarten sich um ihren Führer, während der Großvezier und Kaplan Giraj erstaunt die Janitscharenoffiziere musterten.

»Nun, habt Ihr denn gar keine Antwort auf Patrona's Rede?« fragte endlich Kabakulak.

Die Janitscharen schwiegen.

»Wißt Ihr ihm nichts, gar nichts zu antworten?«

Die Janitscharen erhoben sich, einer von ihnen trat vor und sagte:

»Halil hat Recht, — was er sagte, hat unsere volle Zustimmung.«

Der Großvezier war einer Ohnmacht nahe; Kaplan Giraj stieß ergrimmt den Säbel in die Scheide; — sämmtliche Offiziere schlugen sich auf Halil's Seite.

Keinem halbwegs aufmerksamen Beobachter konnte die Verwirrung der Eingeweihten entgehen; sie sahen ein, daß die Ausführung ihres Vorhabens wenigstens für den Augenblick in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre. *)

Erst nach einer Weile vermochte der Kabakulak sich wieder zu sammeln und auf neue Ränke zu sinnen.

»So wichtige Beschlüsse,« begann er endlich, »können nicht ohne Wissen des Sultans gefaßt werden; darum versammelt Ihr Alle Euch morgen im Serail und traget dem Padischah euer Begehren vor, — auch Ihr Beide,« fuhr er, zu Halil Patrona und Kaplan Giraj gewendet, fort, »werdet zugegen seyn.«

»Wer von uns Beiden zugegen seyn wird, das vermag nur Allah zu wissen,« bemerkte Halil.

»Du führst da eine böse Sprache, mein Sohn,« entgegnete der Großvezier, »es wäre abscheulich, wenn ein Muselmann den anderen hinmorden wollte; darum versöhnt Euch, reichet einander die Hand; ich lasse Euch nicht käm-

*) Hammer-Purgstall, Gesch. d. osm. Reiches.

pfen. Ihr habt Beide in der besten Absicht gesprochen; wo es sich um gemeinsame Angelegenheiten handelt, muß man sich über persönliche Kränkungen hinwegsetzen können. Vergebet einander und reichet Euch die Hände.«

So drängte er die beiden Männer zu einander hin und nöthigte sie, sich gegenseitig die Hand zu reichen, aber er konnte nicht hindern, daß ihre Blicke sich begegneten und gegenseitig tiefer verwundeten, als es die Schwerter vermocht hätten.

Nach der Conferenz blieben Halil's Gegner allein beim Großvezier; Kaplan Giraj knirschte vor Wuth.

»Ich habe es gesagt, wir dürfen ihn nicht sprechen lassen; wenn er spricht, kehren sich all die gezückten Schwerter gegen uns und seine bezaubernde Rede lockt allen Zorn aus den Herzen.«

So mußte denn am folgenden Tage ein anderer Plan verabredet werden . . .

* * *

Zwei Tage später sollte wieder eine Versammlung des Divan stattfinden. Halil Patrona verwendete diese beiden Tage wie ein Mensch, der da weiß, daß seine Stunden gezählt sind. Er hätte sehr verblendet seyn müssen, um nicht zu sehen, daß der Stab über ihn gebrochen und daß man nur noch über die Art und Weise, wie der Richtspruch zu vollziehen, nicht ganz einig sey.

Dennoch sah er ruhig der Zukunft entgegen, wie es einem echten Muselmann ziemt, nur zwei Wesen mußte er noch in Sicherheit bringen, sein Weib und sein Kind.

Am Abende des vorletzten Tages führte er Gül-Bejaze,

welche ihren Knaben am Arme trug, wie zu einem Spazirgange gegen den Bosporus hinab.

Seit Gül-Bejaze Mutter war, sah sie viel kühner, entschlossener aus; wird doch das sanfteste Thier kühn, wenn es Junge hat, und sogar die Taube wild, nachdem sie ihre Küchlein ausgebrütet.

Halil ließ seine Gattin in einen gedeckten Kahn setzen, den er allein mit seinen sehnigen Armen lenkte. Das Kind lächelte süß, als der Kahn sich zu schaukeln begann; vielleicht wähnte es, es sey das Schaukeln seiner Wiege. Die schönen großen Augen der Griechin hafteten bald am Firmamente, bald an der ruhigen Wasserfläche; Tausende von Sternen lachten ihr hier wie dort entgegen; der Abend war still und mild.

»Weißt Du, wohin ich Dich jetzt führe, Gül-Bejaze?« fragte Halil.

»Fragest Du, wohin Du mich führen sollst, so würde ich Dir antworten: Weit, weit weg nach einem abgelegenen Thale, das rings von hohen Bergen eingeschlossen ist, — dort baue mir ein Häuschen am Ufer einer klaren Quelle und vor dem Hause lege mir ein kleines Gärtchen an... So laß mich dort unter dem Schatten der Zedern sinnen und träumen, dort, wo kein anderer Laut stört, als das Girren der Turteltaube, laß mich am Rande der klaren Quelle Blumen pflücken, den Rehen lauschen, laß mich dort leben, dort sterben, — leben in deinen Armen, sterben in der blumenreichen Flur, die der Bach durchrauscht ... Hättest Du mich gefragt, wohin Du mich führen sollst, so hätte ich Dir geantwortet: dahin!«

»Und so soll's auch seyn,« sagte Halil, die Ruder einziehend, da der Abendwind die Segel zu schwellen begann

und der Kahn von selbst pfeilschnell dahin flog; dann setzte er sich neben seine Gattin hin und sagte: »Ich schicke Dich nach einem fernen abseits gelegenen Thale, dort steht an einer frischen Quelle ein schönes kleines Häuschen, welches ich für Dich angekauft habe; dort wirst Du mit meinem Kinde leben.«

»Und Du?«

»Ich führe Dich bis ans jenseitige Ufer, dort harrt Deiner ein alter, Dir treuergebener Diener deines Vaters mit gesattelten Maulthieren, der wird Dich nach jenem lieblichen Thale bringen und nicht mehr von deiner Seite weichen.«

»Und Du?«

»Dieses Kästchen nimm mit Dir, es ist Geld darin; ich habe es von deinem Vater bekommen, — kein Fluch, kein Blut klebt daran. Es gehört Dir und meinem Kinde.«

»Und Du?« fragte Gül-Bejaze zum dritten Male, nur mit Mühe ihre Thränen zurückdrängend.

»Ich muß zurück nach Stambul, aber wir sehen uns wieder, vielleicht morgen oder übermorgen oder — noch später. Vielleicht komme ich bald zu Euch, vielleicht erst nach langer Zeit, aber dessenungeachtet harret meiner; deckt jeden Abend auch für mich zu Tische, denn Ihr könnt nicht wissen, wann ich komme.«

Gül-Bejaze weinte, — die Thränen perlten auf die Wange des Kindes, das selig lächelnd in ihren Armen lag und freundlich zur Mutter empor blickte. »Warum weinst Du? Sieh, wie Du kindisch bist . . . die Trennung ist kurz, nur die Sehnsucht ist lang; Du bist noch immer besser daran als ich, Du hast dein Kind bei Dir, ich —

Niemanden und doch weine ich nicht — ich sehe Dich ja wieder.«

Unterdessen hatte der Kahn das Ufer erreicht; der alte Diener stand dort mit den zwei gesattelten Maulthieren; Halil hob sein Weib aus dem Kahne.

Gül-Bejaze sank an die Brust ihres Gatten und umschlang ihn zärtlich.

»O gehe nicht mehr zurück, — geh nicht von mir, bleibe bei uns! Was willst Du in jener freudeleeren Stadt noch suchen, wenn wir nicht mehr dort sind! Komm mit uns, — wir verschwinden und Niemand weiß, was aus uns geworden; dann mögen sie Dich suchen, wie den herabfallenden Stern . . . 's ist nicht gut für Dich auf jener schwindelnden Höhe zu stehen.«

Halil antwortete nicht; sein Weib hatte Recht, aber er war zu stolz, um seinen Gegnern feige zu entrinnen.

»Sey unbesorgt,« sagte er nach einer Pause in beschwichtigendem Tone, »es geschieht mir kein Leides, ich habe einen Talisman bei mir . . . Du lächelst? . . . Du bist eine Christin und glaubst nicht an einen Talisman? — Mein Talisman ist mein Herz! Nicht wahr, daran glaubst Du wohl? Bisher hat er mir noch aus jeder Noth geholfen.«

Dann küßte er noch einmal sein Weib und sein Kind, und sprang rasch wieder in den Kahn; mit kräftiger Hand erfaßte er das Ruder und stieß vom Ufer . . . Und wie er sich im Abenddunkel vom Strande entfernte, sah er das Weib mit dem Kinde noch lange dort stehen und je weiter er fortruderte, desto mehr schmerzte es ihn, daß er nicht noch einmal umgekehrt, daß er seine Lieben nicht noch einmal geküßt hatte.

* *
*

Am nächsten Morgen erschien Halil Pelivan, der Riese, in Begleitung von zwölf Bostandschis unter den Janitscharen, ließ fünf Fäßchen, welche von drei Maulthieren geschleppt wurden, abladen und schüttete daraus fünftausend Ducaten auf den Boden, die er sogleich unter die Krieger vertheilte.

»Das schickt Euch der Großvezier, Ihr wackeren Krieger.«

Das war eine Sprache, welche die Janitscharen sehr gerne hörten.

»Und nun habe ich Euch um etwas zu bitten.«

»Sprich!«

»Findet sich vielleicht Einer unter Euch, der noch nie Jemanden geliebt hat, der, wenn man ihn's heißt und ihn dafür bezahlt, seinen eigenen Vater *) zu ermorden bereit wäre, der nicht Furcht, noch Erbarmen kennt und sich durch schöne Reden nicht beirren läßt?«

Auf diese Aufforderung meldeten sich sogleich Hunderte aus dem Janitscharencorps mit der Versicherung, daß sie im Stande seyen, den Wünschen Pelivans vollkommen zu entsprechen.

Pelivan wählte zweiunddreißig Mann, die kräftigsten martialischesten Gestalten, aus und befahl ihnen, ihm nach dem Serail zu folgen.

Dort führte er sie in den Porzellansaal, ließ sie auf kostbare Teppiche setzen, ihnen feine Speisen und Getränke

*) Die Janitscharen wurden wohl anfänglich aus Christenknaben herangezogen, aber im Laufe der Zeit bildete sich aus diesem Corps eine eigene Kaste, deren Vorrechte sich vom Vater auf den Sohn vererbten.

reichen: Cyperwein und erhitzenden Muskavit*), so viel sie nur wollten.

Bald darauf erschienen der Großvezier, der lahme Pascho Toplan Osman, der Statthalter von Rumelien Patschmag-Dschizade, der Sohn eines Schuhflickers und der Tartarenchan; sie klopften den Janitscharen herablassend auf die Achsel, verkosteten von ihren Speisen, tranken aus ihren Gläsern und entfernten sich unter tausend Lobeserhebungen über die Biederkeit und Trefflichkeit des Corps, dem die zweiunddreißig Mann angehörten.

Der Divan hatte sich mittlerweile im Saale des Löwenhauses versammelt.

Die Ulemas, die Heerführer, die Abgeordneten des Volkes — darunter auch Halil Patrona — waren bereits zugegen, als Kabakulak, Patschmag-Dschizade, Toplan Osman uud Kaplan Giraj eintraten.

Halil war der Erste, den der Großvezier mit der huldvollsten Herablassung anredete.

»Der Padischah läßt Dich durch mich seines allerhöchsten Wohlwollens versichern und ernennt Dich zum Beglerbeg von Rumili.«

Zwei Dülbendars traten vor und brachten den zur Investitur bestimmten prachtvollen Kaftan.

Halil Patrona überlegte einen Augenblick.

Der Sultan war in der That sehr wohlwollend gegen ihn; er zeigte ihm einen Weg, um sich mit Ehren aus der Schlinge ziehen zu können; er verlieh ihm ein hohes Amt, das ihn von der Hauptstadt entfernt hält und anderseits seinen Ehrgeiz vollkommen befriedigen konnte; in der That

*) Ein geheimnißvoller Trank, den nur der Sultan trinkt und der die Manneskraft erhöhen soll.

eine seltene Großmuth von Seite des Sultans. Er bietet dem eine Belohnung, den seine Veziere bestraft zu sehen wünschen.

Aber Halil schwankte nur einen Augenblick, dann antwortete er in entschiedenem Tone:

»Ich nehme den Kaftan nicht an; ich habe nichts für mich verlangt; ich kam hieher, nicht weil ich ein Amt, sondern weil ich einen Krieg will.«

Der Großvezier verneigte sich vor ihm.

»Dein Ausspruch entscheidet; der Padischah hat befohlen, das zu thun, was Du und deine Gefährten verlangen. Er harrt Eurer im Porzellansaale; dort wird er den Krieg proclamiren und Euch mit dem Ehrenkaftan bekleiden lassen.« *)

Die Ulemas und Patrona's Anhänger wurden nun nach dem Kiosk Eriwan hinabgeführt.

»Die wackersten unter Euch — Halil und Mussli — werden zuerst zum Handkusse zugelassen,« sagte Kabakulak.

Mit frostigem Lächeln drückte Halil seinem Cameraden Mussli die Hand. Dieser ahnte noch immer nicht, was mit ihnen geschehen solle, und er begann sich erst unheimlich zu fühlen, als ihnen an der Pforte »der kalten Quellen« von den Wächtern die Säbel abgenommen wurden, da Niemand bewaffnet vor dem Sultan erscheinen durfte.

Im Sophasaale, wo der Divan aufgerichtet war, befindet sich eine, mit einem goldenen Gitter abgesperrte Nische, hinter deren Vorhängen die Sultane, einer traditionellen Sitte gemäß, die Berathungen ihrer Minister zu belauschen pflegen. Wenn ein Windstoß die Vorhänge in die-

*) Diese Kaftanvertheilung ist bei jeder bedeutenden Feierlichkeit unerläßlich.

ser Stunde nach der Seite hinweht, gewahren wir hinter ihnen ein schönes Frauenhaupt; es ist Aldschaliß, die Favorite Sultana, hinter ihr steht der Kislar Aga Elhadsch Baschir; — heute muß hier etwas ganz Besonderes zu sehen seyn.

Die Audienz beginnt, — Halil und Mußzli treten zuerst ein; sie schreiten bis zum Throne des Sultans vor, werfen sich dort zu Boden und küssen den Saum des großherlichen Mantels.

Mahmud läßt sich auf den Thron nieder. In diesem Augenblicke ruft Kabakulak, in die Hände klatschend:

»Bringt die Kaftans!«

Da stürzen aus dem Nebensaale Pelivan und die zwei und dreißig Janitscharen mit blanken Schwertern herein.

Mahmud verhüllt sein Antlitz, um nicht zu sehen, was nun kommen werde.

»Halil! wir sind verrathen!« ruft Mußzli, wirft sich vor seinen Cameraden und fängt mit dem eigenen Leibe den ersten Streich auf, den Pelivan nach Halil führt.

»Du hast deinen Namen vergebens über den meinigen geschrieben,« ruft der Riese, den Krummsäbel über seinem Haupte schwingend.

Da reißt Halil seinen Dolch, den er im Gürtel verborgen gehalten, hervor und schleudert ihn mit solcher Gewalt gegen Pelivan, daß er in der linken Schulter des Riesen stecken bleibt.

Aber schon im nächsten Augenblicke hatte auch ihn der Todesstreich ereilt.

Auf die Kniee sinkend, die Augen gen Himmel gerichtet, ruft er noch:

»Allah hat's so gewollt!«

Auf einen zweiten Streich stürzte er vollends zusammen.

»Ich sterbe, aber ich hinterlasse einen Sohn!« haucht er, am Boden liegend und — war todt.

Nun wurden auch seine Gefährten nach einander aus dem Kiosk Eriwan nach dem Sophasaale geführt, angeblich um mit dem Ehrenkaftan beschenkt zu werden. Aber kaum waren sie eingetreten, als sie auch schon das Schwert der Henker erreicht hatte . . . so verbluteten sechsundzwanzig Männer des Volkes.

Nur drei blieben übrig.

Szulali, Derwisch Mohamed, der Mir Alalem (Wächter der heiligen Fahne) und der Richter von Stambul; sie waren Ulemas, deren Leben nicht einmal der Sultan anzutasten das Recht hat.

Alle drei wurden vom Großvezier zu Sandschak-Begs ernannt.

Vom Tode ihrer Gefährten konnten sie noch keine Kunde haben und nahmen daher die Ernennung an; damit hatten sie aber auch schon ihrem Range als Ulemas entsagt und wurden am folgenden Tage ermordet.

Am Morgen des dritten Tages sah das Volk vor dem Serail neunundzwanzig Köpfe an Piken aufgespießt, alle diese Köpfe hatten die Augen offen, der Ausdruck des Grimmes lagerte auf den fahlen Gesichtern, die geöffneten Lippen schienen zum Volke sprechen zu wollen . . . nur Halil Patrona's Augen und Lippen waren geschlossen.

Ein Schrei des Wehs und Entsetzens durchdrang die Stadt, das Volk griff zu den Waffen und eilte nach dem Atmeidan, um sich um die drei Fahnen zu schaaren.

Von den Führern war nur noch Janaki übrig, —

die übrigen waren abtrünnig oder todt. Nun wurde er herbeigeholt. Die Kunde vom Tode Halil's schien auf ihn keinen Eindruck zu machen, er hatte das längst vorausgesehen und Gül-Bejaze war mit seinem Wissen aus der Hauptstadt fortgebracht worden. Er selbst hatte für sie das kleine Häuschen in einem Thale des Taurus bestellt, welches außer von ihm und den Dorfbewohnern nur von Wenigen gekannt wurde. Dann hatte er ein Paar Brieftauben mitgenommen, um sich keines menschlichen Boten bedienen zu müssen, wenn auch sein Verhängniß in Erfüllung gehe.

Als die tobende Menge ihn nach dem Atmeidan rief, schrieb er seiner Tochter auf ein dünnes Blättchen folgende Zeilen, welche er der Brieftaube unter die Flügel band:

»Die Gnade des Herrn sey mit Dir! — Halil erwarte nicht mehr, er ist todt! Die Janitscharen haben ihn ermordet... Ich habe immer gesagt, daß ich gleich nach ihm sterbe . . . Du aber lebe und hüte dein Kind — Janaki.«

Dann öffnete er das Fenster und ließ die Taube davon fliegen; mit raschem Flügelschlag erhob sie sich in die Luft, wiegte sich dort einige Augenblicke lang und flog dann pfeilschnell in der Richtung gegen das Gebirge fort.

»Arme Irene,« seufzte Janaki und zog sein Schwert, mit dem er sicherlich Niemanden etwas zu Leide thun wird. So folgte er der Menge nach dem Atmeidan.

In Stambul waren mittlerweile neue Schreckensthaten verübt worden. Als die zweiunddreißig Janitscharen, mit den blutigen Säbeln in der Hand und sich mit ihrer Mordthat laut brüstend, zurückkehrten, wurden sie vom ganzen siebenten Janitscharenregimente überfallen und in Stücke gehauen, der Janitscharenaga Muhsinzade wurde am Thore seines eigenen Hauses erschossen. Kabakulak flüchtete sich in

eine Moschee; Halil Pelivan, der zum Kulkiaja ernannt worden war, versteckte sich in einen Canal und kam drei Tage lang, so lange er oben noch Lärm hörte, nicht zum Vorschein.

Am dritten Tage ward Alles wieder ruhig.

Es war ein neuer Name aufgetaucht, sich mit dem Orkane der Volksempörung zu messen, — der letzte Sprosse der Familie Kuprili, in der jeder Mann ein Held war.

Achmet Kuprilizade versammelte um die heilige Fahne die im Serail einquartierten zehntausend Dschebedschis, Bostandschis und Baltadschis, und nachdem bereits Alle die Sache des Sultans für verloren gehalten, griff er die Rebellen auf offener Straße an und schlug sie aufs Haupt. Innerhalb drei Tagen fielen siebentausend Aufständische *) von der Hand seiner Truppen, — dann ward wieder Friede im Lande.

Auch Janaki fiel; er ließ sich ohne Widerstand und Widerrede den Kopf abschlagen.

Aber auch Kabakulak und Pelivan wurden ihrer Feigheit halber des Landes verwiesen.

Achmet Kuprilizade wurde zum Großvezier ernannt.

Achmet III. verlebte noch neun traurige Jahre in den sieben Thürmen; die Sage will wissen, er sey an Gift gestorben.

XIII.

Ein leerer Platz.

Alles ist wieder ruhig geworden, die Welt geht wieder ihren alltäglichen Lauf; nur dort in den blauen Bergen lebt noch ein Weib, das nichts weiß von der Außenwelt, das allnächtlich die hohen Gipfel der ihre Hütte um-

*) Nach Poujoulat sechzehntausend.

säumenden Berge ersteigt und sehnend und schmachtend gegen Stambul hinschaut; unruhig schweift das spähende Auge über den gekrümmten Pfad, der in die Ferne führt, um zu sehen, ob der Heißersehnte noch nicht komme.

Und jeden Abend kehrt das Weib traurig wieder heim nach seiner Hütte, und dann stellt es den Teller und den Becher für den geliebten Gast zurecht; aber er kommt nicht; des Nachts legt sie sein Kissen neben das ihre und das Kind zwischen sie Beide, damit Halil es dort finde, wenn er käme.

Eines Morgens ist's ihr, als ob ganz leise ans Fenster gepocht würde; freudig springt sie aus dem Bett, um es zu öffnen.

Aber es ist nicht Halil, es ist eine Taube, die ein Briefchen unter dem Flügel trägt.

Gül-Bejaze erbricht den Brief und liest ihn — einmal, dann zum zweiten, dann zum dritten Male . . . und als sie ihn dreimal gelesen, lächelt sie verklärt und flüstert vor sich hin:

»Er wird gleich hier seyn!«

Von diesem Augenblicke an umflorte stiller Wahnsinn den Geist Gül-Bejaze's, es war eine Art schweigsamer Monomanie, die sich nicht eher kund gibt, als bis sie irgend eine fixe Idee zur Reife gebracht.

Als der Abend dämmerte, ging sie wieder nach der Straße hinaus, die aus dem Thale führt. Ihrem alten Diener zeigte sie den Brief und sagte ihm: es stände darin geschrieben, daß Halil noch heute kommen werde, man müsse daher ein gutes Abendessen für ihn bereit halten. Der Diener konnte nicht lesen und glaubte das Alles.

Nach einer Stunde stürzte die Frau, das Antlitz von Hast und Aufregung hoch geröthet, zur Hausthüre herein.

»Hast Du ihn nicht gesehen?« fragte sie den Diener.

»Wen, meine Gebieterin?«

»Halil; er ist schon angekommen; er schlug einen andern Weg ein und muß bereits hier seyn.«

Der alte Diener glaubte, Halil sey vielleicht insgeheim angekommen und eilte selber hocherfreut mit seiner Gebieterin nach der Stube, wo wieder für zwei Personen gedeckt war.

»Nun, siehst Du, er ist schon da!« sagte Gül-Bejaze, auf den leeren Platz deutend; dann eilte sie hin, umarmte eine unsichtbare Gestalt; ihre heißen Küsse verhallten in der Luft, ihr trunkenes Auge vertiefte sich wonnestrahlend in das Nichts . . .

»Sieh hier dein Kind,« fuhr Gül-Bejaze nach einer Weile fort, und hob das Knäblein in die Höhe; »nimm's doch in den Arm . . . So . . . Mußt ihn nicht so ungestüm küssen, er schläft . . . Siehst Du's, jetzt hast Du ihn wach geküßt . . . Er ist an den Bart nicht gewöhnt, wiege ihn wieder ein . . . So . . . so! . . . Du wirst wohl müde seyn; warte! Ich fülle Dir den Becher. Nicht wahr, das mundet Dir, das eiskalte Wasser? Ich hab's so eben selber von der Quelle geholt.«

Dann setzte sie ihrem Gatten zu essen vor und freute sich, daß ihm Alles so vortrefflich munde.

Nach dem Abendessen erfaßte sie seinen Arm und führte ihn, traulich flüsternd und kosend, hinaus in den Garten, der vom klaren Mondlicht übergossen da lag; der arme Diener sah ihr mit Thränen in den Augen nach, wenn sie

so ganz allein zwischen den dunklen Bäumen dahinschritt, und immer that, als ob sie erzählen, fragen und antworten würde. Sie sagt ihrem Gatten, wie es ihr seit ihrer Trennung ergangen, zeigt ihm ihre Vögel, ihre Blumen, führt ihn dann in die Laube, läßt ihn neben sich hinsetzen und schmiegt sich so zärtlich, so innig an ihn . . . dann kehrt sie selig, mit verschämter Freudigkeit zurück und wirft ihm nur dann und wann ganz verstohlen einen Liebesblick zu . . . Wem?

In der Stube macht sie ihm dann sein Bett zurecht, legt ihm ihren weichen Arm unter das Haupt, zieht ihn an ihre Brust, küßt ihn und entschlummert dann selig, nachdem sie ihm noch einmal die Hand gedrückt . . . Wem?

Am andern Tage harrt sie seiner wieder vom Morgen bis zum Abend; wenn die Dämmerung niedersinkt, geht sie wieder hinaus nach der Straße, und wenn sie heimkehrt, findet sie ihn bereits in der Stube. O, beglückender Wahnsinn!

So geht's denn fort, Tag um Tag.

Vom Morgen bis zum Abend verrichtet Gül-Bejaze ihre gewohnte Arbeit, von Nachbarn und Bekannten gewahrt Niemand eine Veränderung an ihr, aber wenn die Sonne untergeht, meidet sie jede Gesellschaft und läßt Niemanden bei sich, denn da harrt ihrer bereits Halil in dem nach dem Garten führenden Stübchen.

Sie hat sich förmlich daran gewöhnt, ihn alltäglich nach Sonnenuntergang zu sehen, und theilt sich daher auch ihre Arbeit so ein, daß sie des Abends freie Zeit habe; Halil ist zuweilen heiter, zuweilen aber sehr traurig. Das erzählt sie dem Diener hundertmal, oft flüstert sie ihm noch ganz im Vertrauen zu, daß Halil mit ungeheuren Plänen

umgehe, aber das dürfe ja nicht verrathen werden, denn es könnte Halil den Kopf kosten.

Armer Halil! Seitdem ist er längst vermodert und der Tod hat keine Macht mehr über ihn.

So altert, so ergraut, so verwelkt die »weiße Rose;« der geliebte Gast findet sich viele, viele Jahre hindurch allabendlich bei ihr ein.

Und wie dann der Knabe heranwächst und allmälig zum Manne reifte, hört er seine Mutter jeden Abend mit einer unsichtbaren Gestalt sprechen, die der Jüngling ehrfurchtsvoll grüßen muß, denn es sey sein Vater! Dann erzählt sie dem Vater freudig, wie muthig und doch gutherzig ihr Sohn sey; endlich vergleicht sie die beiden Gesichter — 's ist der leibhaftige Vater! Nur daß Halil schon etwas altert, der Bart beginnt schon stark ins Weiße zu spielen, sonst sieht er seinem Sohne ganz ähnlich.

Der Sohn aber weiß nur zu gut, daß sein Vater Halil Patrona schon vor vielen, vielen Jahren von den Janitscharen ermordet worden ist.

Ende.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.

Jókai, Mór,

Die weiße Rose Historischer Roman aus der Zeit des Janitscharen - Aufstandes 1730. Aus dem Ungar. übers. v. Max. Falk

Pest, Wien u. Lpzg 1854

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10035681-7